

14
14
Graf Ketlan, der Rebelle.

Roman aus dem ungarischen Tieflande

von

Max v. Schlögel.

Seiner Majestät

OH 854
2251

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von
Ednard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. N. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wk. — Pf.	1 Wk. 50 Pf.	2 Wk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

Joseph Anton von Krell

Wass und Flügel

I. Teil.



Erstes Kapitel.

Lautes Getümmel herrschte vor dem Herrenhaus Lorin, noch lange nachdem die zurückkehrende Guts-herrschaft in dem Portal verschwunden war. Mit großer Geschicklichkeit wendeten die beiden Kutscher in reich verschnürter ungarischer Nationaltracht ihre ungeduldigen Biergespanne durch den dichten Menschenknäuel nach den seitwärts gelegenen Stallungen. Ueber dem lehmigen Plage mit den tief ausgefahrenen Geleisen schwebte eine braune Staubwolke, in welcher die Fensterscheiben der hufeisenförmigen Häusergruppe, die man das Schloß nannte, für den Augenblick vollends erblindeten.

Als der Staub sich allmählig senkte, kam auch die Gestalt einer jungen Dame wieder zum Vorschein,

welche allein zurückgeblieben war. Sie saß auf den höchsten Stufen einer steinernen Freitreppe zwischen den rothen Thonkübeln zweier staubiger Agaven und blickte mit großer Ruhe auf den Platz hinunter. Sie war aus dem zweiten der ankommenden Wagen gestiegen und bei der lebhaften Begrüßungsscene, die vor ihren Augen stattfand, bescheiden zurückgetreten. Da hatte sie sich plötzlich umgeben gesehen von schwarzbraunen, schnurrbärtigen Menschen in schmutzigen, phantastischen Trachten, welche mit rollenden Augen und blitzenden Zähnen wie wahnsinnig „Ejen“ schrieten und gestikulirten. Und dazwischen war der warnende Ruf der beiden Kutscher und das Knallen ihrer langen Peitschen erschallt und die Borderpferde hatten, sich bäumend, Kopf und Hufe in die Luft gehoben. Außer Stande, zum Portal durchzudringen, halb erstickt vom Staub, betäubt vom Getöse, angewidert von der fremdartigen Umgebung, hatte sich die junge Dame auf jene Treppe geflüchtet.

Der Platz war nun leer und der Eingang zum Schlosse frei, aber das junge Mädchen zeigte keine Lust, herunterzusteigen. Vielleicht fürchtete sie neue Abenteuer, wenn sie ihren Weg allein durch das ausgedehnte Gebäude suchte, um sich dessen Gebieterin ins Gedächtniß zurückzurufen. Die Aussicht konnte es

unmöglich sein, welche die sichtlich hier Fremde an diesen sonderbaren Ort fesselte. Das „Schloß“ war umgeben von einem großen Dorf mit niederen, langgestreckten gelben Häusern und einer Kirche mit spitzem Giebel und großem Knopf, wie man sie in Deutschland häufig findet, und zwischen der breiten Dorfstraße und einigen hochragenden dunklen Cypressen des herrschaftlichen „Parks“ sah man hinaus in die trostlose Dede des ungarischen Tieflandes. Soweit das Auge reichte, unterbrach keine Erhöhung des Bodens, kein Haus, kein Baum, kein Fluß, nicht einmal das Rinnsal eines Baches die vom Sommer ausgebrannte kahle Fläche, nur in weiten Zwischenräumen ragten die Balken ungeheurer Ziehbrunnen galgenartig empor, und über dem Horizont schwebte der von zahllosen Viehheerden aufgewühlte Staub gleich dichtem braunem Nebel. In dieser verdüsterten Atmosphäre ging die Herbstsonne unter, eine ungeheure blutrothe Scheibe, glanzlos und strahlenlos.

Aus dem Portal des Schlosses ertönte lautes Hundegebell und übermüthiges Lachen. Unter dem Thorweg erschien ein junger Mann, den zwei große englische Doggen bald in weiten Sprüngen umkreisten, bald scherzend anfielen. Die Art, wie der Jüngling dieselben abwehrte, bewies, wie sehr ihm der Kampf

Bergnügen machte, und steigerte nur ihre Lebhaftigkt. Die Dame auf der Terrasse erkannte den etwa siebzehnjährigen Sohn der Baronin, mit der sie gekommen. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er seine heimkehrende Mutter schon auf der benachbarten Eisenbahnstation umarmte, die Wildheit, mit welcher er auf seinem langschweifigen Fuchs ihren Wagen umkreiste, um dann wieder in einer Wolke von Staub weit voraus über die dürre Haide dahinzurufen, hatten bereits die Aufmerksamkeit der Fremden erregt, um so mehr, weil sie sich nicht erinnerte, jemals einen so jungen Mann von solcher Leibesdicke gesehen zu haben — eine Anlage, welche durch die eng anliegende Nationaltracht, welche er mit großer Gewissenhaftigkeit vom Barett bis zu den kurzen Stiefeln trug, mehr hervorgehoben als verborgen wurde. Das Merkwürdigste aber war, daß bei alledem das Gesicht des jungen Mannes mit der aufwärts strebenden kleinen Nase, der braunen Farbe, den negerartig aufgeworfenen Lippen und den dichten blonden Locken fast hübsch zu nennen war und jede seiner lebhaften Bewegungen große Kraft und Gewandtheit bekundete.

„Hollah, Derböck! Hero! Satanshunde!“ rief der jugendliche Falstaff, und seine Wangen glühten und die stahlblauen Augen flammten vor Munterkeit.

Spielend hatte Derböck den Arm seines Herrn mit den Zähnen erfaßt, er hob ihn daran in die Luft und schleuderte ihn dann weithin über den Platz. „Das deutsche Fräulein sollt ihr suchen, nicht mir die Kleider vom Leibe reißen!“

Wie zur Übung in der fremden Sprache war diese Anrede an Derböck und Hero sehr laut und in ziemlich unbeholfenem Deutsch gehalten.

Verlegen blieb der junge Mann einen Augenblick stehen, als er zufällig den Blick zu der Höhe der Treppe erhob und die Gesuchte in stummer Betrachtung seiner Heldenthaten dort oben sitzen sah. Auch Derböck und Hero hatten die Fremde erblickt und waren mit wilden Sätzen zu ihr emporgerast.

„Derböck! Hero! Zurück!“

Die beiden Thiere zuckten zusammen, als habe sie selbst in dieser Entfernung die Peitschenspitze ihres Gebieters erreicht; sie krochen zu den Füßen der Dame und rieben ihre Köpfe schmeichelnd an ihren Kleidern.

Diese hatte ohne ein sichtbares Zeichen von Angst die anstürmenden Thiere erwartet und strich ihnen jetzt mit der schmalen behandschuhten Hand kosend über die seidenhaarigen Köpfe.

Der junge Cavalier war inzwischen einige Stufen

emporgestiegen und hatte nicht ohne Ritterlichkeit sein Barett abgenommen.

„Sie haben sehr wenig Furcht, deutsches Fräulein!“ sagte er mit einem Ausdruck komischer Verwunderung. „Vor Derdöck und Hero laufen sonst alle Mädchen im Dorf davon.“

Die Fremde war ruhig zwischen ihren neuen Freunden sitzen geblieben, die ihre großen gutmüthigen Augen vertrauensvoll auf ihr Gesicht richteten.

„Ich konnte nicht annehmen, daß Sie die schönen Thiere in Freiheit lassen würden, wenn sie überhaupt Jemand gefährlich wären“, antwortete sie mit einer etwas hoch liegenden, aber klaren und metallischen Stimme, indeß ihre Hand auf dem silbergrauen Kopf Hero's ruhte.

„O, gar so fromm ist Derdöck auch nicht“, entgegnete der junge Mann. „Und Hero hat erst neulich einen Slowaken am Bein gehabt, daß ich ihm einen Gulden schenken mußte, damit er nicht zu Papa lief. Aber was thun Sie denn hier oben?“ fügte er hinzu. „Sie haben das wohl für einen Eingang gehalten? — O, der ist schon vor zehn Jahren zugemauert worden, seit die Räuber dort hineinstiegen und fast Alles mitnahmen. Seit der Zeit schläft der Nachtwächter im Schloß.“

„Ihre Mutter und Schwester wurden so stürmisch bewillkommt, daß ich mich vor dem Enthusiasmus Ihrer Landsleute hierher geflüchtet habe“, sagte sie und stand mit ruhiger Sicherheit auf.

Das volle Gesicht des jungen Mannes wurde dunkelroth.

„Schöne Landsleute!“ sagte er verächtlich „Pferdehirt und Schweinetreiber, was will haben Branntwein für sein durstiges Hals; schreien Eljen auf Alles, was ihnen Branntwein bezahlt. Der Verwalter hat sie in die Schenke des Juden geführt, und morgen, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben, stehlen sie uns das Huhn vom Hofe, wenn man es nicht einsperret. Hätten dem Gesindel geben sollen einen Fußtritt, dann wären sie schon aus dem Weg gegangen“, fuhr er fort; und da es ihm zu spät einfiel, daß diese Beschäftigung dem „deutschen Fräulein“ wohl nicht passen möchte, war er froh, in der Gestalt einer jungen Bäuerin, welche unter der Thür eines der langen gelben Häuser erschien, eine Hülfe in der Noth gefunden zu haben.

„Sehen Sie, das dort ist Ihr Landsmann!“

„Wenn ich mich in Deutschland befände, würde ich das für eine schwäbische Bäuerin halten“, lächelte das deutsche Fräulein.

„O, Sie sind sehr klug, daß Sie sogleich gekannt haben!“ rief der Jüngling eifrig.

„Und wie kommt die schwäbische Volkstracht hierher?“

„O, die ist schon mehr als hundert Jahre in Corin. Weil hier sehr schlechtes Gefindel war, das sehr faul gewesen ist, haben wir deutsche Bauern kommen lassen, die verfolgt waren für ihre Religion. Und diese sind geworden unser Landmann und haben sehr großen Reichthum. Mein Vater hat einmal gewettet, daß er von seinen Bauern in wenig Stunden eine sehr große Summe Geld erhalten könne, und in der bestimmten Zeit haben sie ihm gebracht das Doppelte — o, sie sind sehr reich!“

„Und die Leute sprechen noch deutsch?“

„Nichts als deutsch“, bestätigte jener eifrig. „In einigen Wochen ist ihre Kirchweih, da werden wir hingehen. Ilka, die Kammerjungfern, Alles geht hin. Sie müssen auch hin und mit den Burschen tanzen — ich werde mit den Mädels herumspringen.“

Die Lippen des deutschen Fräuleins krümmten sich etwas. Soviel Landsmannschaft schien ihr gerade nicht unerlaßlich.

„Es wäre unpassend, die Frau Baronin, die Sie wahrscheinlich abgeschickt hat, mich zu suchen, noch län-

ger warten zu lassen“, sagte sie und stieg langsam die Stufen hinab.

Dem jungen Mann war die Ausführung seines Auftrags zu interessant gewesen, als daß er darüber den letztern hätte behalten können.

„Sie denken an Alles, deutsche Fräulein! Mama hat gesagt, daß Sie nach Ihrer Toilette in das Billardzimmer kommen sollen. Die Offiziere sind da. Zwei sind Landsmann von Ihnen —“

„Ich würde es für heute vorziehen, von der Anstrengung der Reise auszuruhen“, warf die Dame ein.

„Aber das geht nicht, deutsche Fräulein! Die Offiziere wollen Sie sehen! Sie müssen kommen!“

„Wenn ich muß, so ist das etwas Anderes“, sagte die junge Dame in einem Tone, vor dem ihr jugendlicher Ritter verstummte.

Der Erbe von Lorin legte seit seiner kurzen Unterhaltung mit ihr für seine neue Hausgenossin eine Art Scheu, welche nicht zu seiner Erwartung, in der Fremden eine stets bereite Zielscheibe für seine Späße zu finden, stimmen wollte.

Und doch konnte sie kaum älter sein als seine Schwester Ilka, welche er trotz ihrer neunzehn Jahre noch immer nach Herzenslust bevormundete. Aber

Ilka besaß auch nicht dieses ruhige wie in Marmor gemeißelte Gesicht, diese großen grauen Augen, über welche die roßigen Lider manchmal sich herabsenkten, diese breite, klare Stirn mit dem Netz blauer Adern an den Schläfen, von welchen die seidenweichen aschblonden Haare in vollen Wellen zurückflossen, diese feine Nase mit den beweglichen Rüstern und den kleinen schwellenden Mund, nicht dieses ganze edle Antlitz, so stolz und so gut zugleich, daß man über den tiefen Ernst des gedankenvollen Auges betroffen war, während man noch an dem Lächeln des liebreizenden Mundes sich erfreute. Das Alles machte auf den jungen Grundherrn jedoch vorerst nur einen getheilten Eindruck, denn die „deutsche Fräulein“ schien nicht die geringste Ahnung davon zu haben, was ein künftiger Herr von Lorin zu bedeuten habe. Als ihnen daher die Kammerfrau der Baronin entgegenkam, um die junge Deutsche auf das ihr angewiesene Zimmer zu führen, empfahl sich der junge Mann sehr rasch und pfiff sehr laut und vernehmlich seinen Hunden, welche der Fremden noch immer schmeichelnd gefolgt waren.

Zweites Kapitel.

Die zurückkehrende Frau des Hauses und ihre Tochter Ilka hatten indeß die anwesenden Verwandten und Freunde der Familie begrüßt. Dann hatte man sich in das Billardzimmer begeben. Dasselbe war ein großer rechteckiger Raum mit lichtbraunen Tapeten und von Astrallampen fast taghell erleuchtet. Seinen Namen verdankte es einem Billard, welches an einer der schmalen Seiten stand. In jeder der vier Ecken des Zimmers stand ein schwarzledernes Sopha mit einem Tisch und Stühlen verschiedener Form, sodaß so zu sagen vier voneinander abgesonderte Räume entstanden waren.

Auf einem dieser Sophas saß der Grundherr von Lorin, ein bis zur Unförmlichkeit beleibter Herr von etwa sechzig Jahren in ungarischer Tracht. Die Aehn-

lichkeit mit seinem Sohne wurde nur durch das Alter, das ausdruckslose Auge, die glatt gestrichenen grau-blonden Haare und das eifengraue Schnurrbärtchen vermindert. Herr von Lorin war zum Unterschied von seiner Frau, welche den Magnatentitel selbst nach ihrer Verheirathung fortzuführen das Recht hatte, einfacher Adliger; aber es war zu erwarten, daß der Kaiser, wie Herr von Lorin und sein Sohn, der König von Ungarn, wie die Magnatin zu sagen pflegte, bei fortgesetzter Loyalität nach der Großjährigkeit Sandor's die siebenzackige Krone der Familie erblich verleihen werde.

Dem Herrn des Hauses gegenüber saß wie immer Major Durra, Serbe von Geburt, braun und hager, in der veralteten blauweißen Uniform eines aufgehobenen Husarenregiments. Durra schien vorzüglich die Aufgabe zu haben, gegen den Grundherrs allabendlich zwei Dominopartien zu verlieren und sich, wenn Herr von Lorin bei der dritten, wie er pflegte, einschloß, den Anschein zu geben, als bemerkte er es nicht. Der Stifette des Hauses gemäß hatten die übrigen Anwesenden ein ähnliches Benehmen zu beobachten und es zu ignoriren, auch wenn der alte Herr manchmal etwas zu hörbar schlief.

Etwa in der Mitte des Zimmers, halb ausgestreckt auf einer Causeuse, welche vermittelst Rollen von einem

Ort an den andern geschoben werden konnte, lag die Baronin.

Ihre Gestalt war groß und schlank, und trotz eines Alters von vierzig Jahren war ihr Gesicht noch von ernster, imponirender Schönheit. Die gelblich blasse Farbe, die großen dunklen Augen und die verhaltene Leidenschaft, die oft bei geringen Anlässen glühend in ihre Wangen stieg und nur mühsam durch die Gewohnheit der Selbstbeherrschung und Würde zurückgedrängt zu werden schien, flößte auch denjenigen Interesse ein, welche nicht wußten, daß sie einer Frau gegenüber standen, welche unter der Anklage des Aufruhrs und Hochverraths Jahre lang in österreichischen Gefängnissen zugebracht und dort ihre Gesundheit und zum Theil den Gebrauch ihrer Glieder eingebüßt hatte.

Wie eine geborene Fürstin lag sie da und hielt halb unbewußt die Hand Ilka's, welche, das jüngere, schlankere und fröhlichere Ebenbild der Mutter, neben dieser am Kopfende der Causeuse stand.

Auf einem Stuhl, zu Füßen derselben, saß die Majorin Durra, von Geburt eine Deutsch-Oesterreicherin, ein freundliches, unbedeutendes Wesen, welche durch ein schüchternes Lächeln, wenn gelacht wurde, und indem sie dann und wann der Baronin das Kleid glatt strich, ihren geselligen Pflichten Genüge leistete.

Die Frauengruppe wurde vervollständigt durch Zolanth von Balasy, welche, über die Rückwand der Causeuse gelehnt, zuweilen mit einer kecken Zwischenfrage in das ziemlich lebhafte Gespräch eingriff. Zolanth war die dreißigjährige Wittwe eines jungen Magnaten, der als Offizier in der ungarischen Revolutionsarmee kurz nach seiner Verheirathung gefallen war. Wie es hieß, durch die Verwendung eines hochgestellten österreichischen Offiziers, war Zolanth im Besiz ihres großen Grundeigenthums belassen worden, hatte es jedoch, um ihr Vermögen vor weiteren Gefährdungen durch die politische Lage des Landes sicher zu stellen, verkauft und lebte nun seit Jahren schon im Hause Lorin, dessen entfernte Anverwandte sie war.

Zolanthens Wuchs war etwas kleiner und voller und vielleicht auch weiblicher und anmuthiger als die schlanken Gestalten ihrer Tante und Base. Ihr Teint war bräunlich blaß, die kurze, etwas zurücktretende Stirn von krausen schwarzen Haaren halb bedeckt, unter denen ein paar tiefdunkle, unergründliche Augen manchmal mit scharfem Glanze unruhig aufblitzten. Zolanth war schön, schöner vielleicht als die schlanke Ilka mit ihren lebhaften Farben in dem großäugigen Kinder- gesicht, schöner als die auf der Causeuse ausgestreckte Duldorin, aber sie hatte weder die Würde der einen,

noch die thaufrische Natürlichkeit der andern und war schön — wie eine schöne Babylonin.

Ihre Familientraditionen erzählten auch von einer solchen, welche einer ihrer Ahnen während der Türkenkriege in dem Harem eines Paschas erbeutet und, nachdem sie sich zum Christenthum bekehrt, zu seiner Frau gemacht habe.

Man nannte Jolanthe hochmüthig und falsch gegen ihresgleichen, hart und heftig gegen ihre Untergebenen. Gegen die Baronin zeigte sie eine fast sklavische Unterordnung und für Ilka die hingebende Liebe einer zärtlichen Schwester. Der Grundherr erklärte sie, da sie sich ebenso sehr für die Namen der auf der benachbarten Station anlangenden Locomotiven zu interessiren schien wie er, die schlechten Lithographien seiner Pferde in seinen Privatgemächern fast noch mehr bewunderte als er selbst und nach Tische seine Havannacigarren mit ihm rauchte, für sein liebes Kind und das sanftmüthigste und beste Geschöpf in der ganzen Welt. Sandor hielt sie, da sie ihn beim Fahren und Reiten an Wildheit übertraf und oft mit ihm, ohne andere Begleitung als die beiden Doggen, auf die Hasenhege ging, für seinen besten Kameraden.

Heute Abend war Jolanthe erregter als sonst, und zwar in einer Weise, wie es die glückliche Heimkehr

ihrer Verwandten nicht rechtfertigte. Manchmal zogen sich ihre feingezeichneten und etwas über die Augen hervortretenden Brauen tiefer, und ihr Gesicht hatte dann eine entfernte Aehnlichkeit mit einer zornigen Pantherfärbung. Sobald ihr Auge jedoch dem Blick der Baronin begegnete, glätteten sich Jolanthens Züge und ein Lächeln, bei welchem jedoch keiner ihrer kleinen milchweißen Zähne sichtbar wurde, umspielte die schmalen Lippen.

Ilka hatte so eben die lebhafteste kindliche Schilderung ihrer Reise beendet, und der Ulanenlieutenant Graf Serravaglia bemerkte mit etwas unsicherer Stimme und einem nicht mißzuverstehenden Blick auf die Erzählerin, man sei durch die rasche Zurückkunft der beiden Damen kaum weniger überrascht als beglückt worden, und Niemand könne ihnen dankbarer sein als er, daß sie den Plan eines Winteraufenthalts in Nizza aufgegeben hätten.

Die Baronin schien etwas unangenehm berührt, es war ungewiß, ob durch die Bemerkung selber oder deren unverkennbare Beziehung zu ihrer Tochter, vielleicht durch Beides.

Sie hätte sichtlich gern vermieden zu antworten, aber Ilka schwieg verwirrt und erröthend, und Jolante blickte den Grafen mit ihren dunklen Augen spöttisch

an, vielleicht wegen der österreichisch-deutschen Betonung, mit welcher er das Französische, die Sprache, in welcher die Unterhaltung geführt wurde, redete.

„Unsere rasche Zurückkunft hat einen sehr einfachen Grund“, sagte die Baronin endlich mit einer Stimme, als koste die Antwort ihr einen großen Entschluß.
 „Wir lasen in der ausländischen Presse beunruhigende Berichte über die Stimmung in der Heimat, welche zwar nichts Anderes sein konnten als unlautere Partei-manöver, den König zu einem ungerechten Vorgehen gegen Ungarn zu verleiten und dadurch das gute Verhältniß zu stören. Unsere Privatcorrespondenz hätte uns beruhigen können; aber nachdem wir einmal an die schlimmsten Zeiten unseres Vaterlandes erinnert worden waren, zogen wir die Heimkehr der Besorgniß vor, es möchte sich die fragliche Bewegung unserem oder dem Blick unserer Verwandten entzogen haben. Unsere Reise von der Grenze bis hierher beweist uns allerdings, daß selbst die leiseste Besorgniß eine Thorheit wäre. Oder wüßten Sie mehr, meine Herren?“ fragte die Baronin, die Offiziere der Reihe nach anblickend.

Serravaglia lachte gezwungen. Aber ein Blick auf Ilka stimmte ihn wieder elegisch.

„Ich wünsche, daß dergleichen Gerüchte zu jeder

Zeit so abgeschmactt bleiben möchten wie gerade jetzt, denn es wäre traurig für uns, wenn wir eine Garnison verlassen müßten, welche uns so sehr zur zweiten Heimat geworden ist."

"Verlassen?" sagte die Baronin nicht ohne Ironie. "Ich denke, wenn ernste Zeiten nahe sind, hat die österreichische Regierung doppelte Gründe, Sie hier zu lassen, um vielleicht eine Bevölkerung niederzuhalten, die Sie und Ihre Herren Kameraden so genau kennen!"

Das schmale, gebräunte Gesicht des Offiziers bedeckte sich mit dunkler Röthe und seine runden schwarzen Augen öffneten sich weit.

"Und Sie können glauben, Baronin", rief er, "daß wir Gendarmendienste thun würden an einem Orte, wo wir die Kinder auf den Armen gehalten haben — gegen Familien, deren Gastfreundschaft wir genossen und die sich vielleicht der herrschenden Bewegung nicht ganz entziehen könnten? Nimmermehr! Meine Kameraden und ich sind übereingekommen, bei der ersten sichern Nachricht von einer drohenden Erhebung um unsere Versetzung einzukommen. Der Kaiser wird das gewähren, schon um seiner Offiziere ganz sicher zu sein!" schloß Serravaglia mit einem Ton, daß Ilka verwirrt zu Boden sah.

"Das ist edel von den Herren, so traurig es

auch gegebenen Falls für uns sein mag", begann die Baronin nach einer Pause wieder. „Aber zu solchen Zeiten triumphiren Mißtrauen und Verrath über die erprobtesten Freundschaften, und darum ist es gut, wenn diejenigen, welche Freunde bleiben wollen, sich bei Zeiten trennen. Was an uns liegt, soll geschehen, daß Ihnen das mot d'ordre nicht zu spät zukommt.“

„Eine Mahnung von dieser Seite könnte ihren Zweck verfehlen!“ ertönte da eine leise, ruhige und sehr melodische Stimme.

„Und warum, Herr Rittmeister von Werdenau?“

Die Baronin hatte sich halb aufgerichtet und schaute dem Sprecher aufmerksam ins Gesicht.

Dieser senkte die milden braunen Augen nicht und seine Stimme blieb männlich sanft wie eben.

„Weil es dann vielleicht unsere Pflicht sein könnte, Verdacht und Beunruhigung auf verehrte Freunde zu lenken, welche sich mit den Absichten der Revolution allzu vertraut zeigen.“

Die Baronin war bestürzt, beschämt. So sehr sie sich mühte, sie konnte die ruhige Sicherheit dieser milden, sammtartigen Augen nicht ertragen. Es fehlte ihr selbst ihre gewöhnliche Würde, und mit einem Lachen, welches mehr einem schmerzhaften Husten glich, spottete sie:

„Der Herr Rittmeister regelt als echter Deut-

scher die Situation im voraus, um nicht zwischen seine Pflicht und seine — Rücksichten zu gerathen. Doch auch in Ungarn weiß man, was Soldatenehre fordert, und würde erniedrigende Zumuthungen auch dem Feinde nicht stellen. — Das sind Sie glücklicherweise nicht, meine Herren!“ fuhr die Baronin einlenkend fort; „das sollen Sie auch nicht werden, wie wir aufrichtig wünschen. — Herr von Lorin ist, wie Sie wissen, dem Kaiser treu ergeben!“

Das offene und gutmüthige Gesicht des Rittmeisters bewies, daß er von dieser Antwort nicht befriedigt war. Er schien einen ernstern Zweck damit zu verbinden, daß er das Gespräch wieder aufnahm.

„Herr von Lorin beweist dadurch, daß er mehr als die meisten seiner Landsleute die deutsche Culturarbeit in diesem Lande zu schätzen weiß.“

Eine lange Pause entstand. Fast drohend blickte die Baronin dem Rittmeister in das bleiche Gesicht. Da hörte sie über sich eine Stimme, kurz und zischend:

„Sehen Sie hier eine Probe deutscher Culturarbeit!“

Weit über ihre Verwandte gebeugt stand Jolanthe, und während die Flügel ihrer kleinen, breiten Vogel-nase vor Erregung zitterten, deutete sie auf die Baronin.

Diese ergriff ihre Hand und drückte sie.

„Solanthe hat Recht, meine Herren! So sehr ich in Ihnen die Personen hochachte — von den Wohlthaten Oesterreichs kenne ich nur seine Kerker.“

Eine halb bedauernde, halb entschuldigende Bewegung des Rittmeisters deutete an, daß er solch schmerzliche Erinnerungen in der Baronin nicht habe wiedererwecken wollen. Ilka streichelte die Wangen ihrer Mutter und sah aus, als ob sie im nächsten Augenblick beginnen würde zu weinen; Majorin Durra beschäftigte sich mit dem Kleide der Baronin, und über allen thronte Solanths Antlitz wie das eines bösen Engels.

Drittes Kapitel.

Ein wahrhaft verzweifelttes Aussehen hatte Graf Serravaglia. Jetzt stellte sich auch noch die leidige Politik zwischen ihn und Ilka, als ob es nicht schon der Hindernisse genug gegeben hätte. Serravaglia war fast täglich im Hause des Grundherrn und trug seine Reigung ganz offen zur Schau, wie seine Uniform. Denn ohne das Eine und das Andere war er seinen Kameraden und der Familie Lorin nicht mehr denkbar. Ohne Ilka anzuschmachten, hätte er schwerlich mehr gewußt, was er mit sich beginnen sollte; und das einzige Mal, da er seine unbedeutende Gestalt in Civilkleidern vorführte, hatten seine sämtlichen Bekannten gedroht, ihn zu verleugnen. Serravaglia war eine jener freundlichen, harmlosen Naturen, welche mit demselben Eifer einen Cotillon ordnen, als sie bereit sind,

das letzte Goldstück für einen bedrängten Freund zu opfern. Sein Geschmaç war unbezweifelt, und in Fragen der Toilette war er ein um so gesuchterer Rathgeber, als man seine Indiscretion oder Kritik nie zu fürchten hatte. Er verstand leidlich zu singen und spielte dazu ein höchst seltsam geformtes Instrument, das zwischen Guitarre, Mandoline und Zither die wenig melodische Mitte hielt. Er war ein Mittelding zwischen Troubadour und Harlekin. Obwohl er grundsentimental war, verstand er die lustigsten Anekdoten zu erzählen, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Niemand im Hause Lorin schien seine Neigung für Ilka zu bemerken. Serravaglia war Malteser und sollte in kurzer Zeit die letzten bindenden Gelübde dieses Ordens ablegen. So wollte es ein reicher und mächtiger Onkel, der, selber Großcomthur, nur unter jener Bedingung den armen Neffen zum Erben einsetzte und unterstützte. Kurz vor dem Schwur der Ehelosigkeit war der Lieutenant nach Lorin versetzt worden und hatte Ilka kennen gelernt. Schon zehnmal war der Brief an den Onkel geschrieben, worin Serravaglia dem Orden und dem Erbe entsagte; aber der schreckliche Zweifel, ob die kaum der Kindheit entwachsene Ilka seine Neigung erwidere, überlieferte das heroische Schriftstück stets wieder den Flammen. Und sie darum

fragen, offen und mit ernstern, klaren Worten? Serravaglia war nicht feig; er hatte sich mehrfach um Dinge geschlagen, die ihn nicht das Geringste angingen, und in den letzten Kriegen, welche Oesterreich geführt, sich sogar ausgezeichnet; aber Ilka anders als durch Blicke und Seufzer zu fragen, ob sie gestatte, daß er ihr sein Ordenskreuz zu Füßen lege — bei diesem Gedanken war er schüchterner wie ein Knabe. — Daß es mehr als eine Thorheit sein würde für einen mittellosen Offizier, um die Tochter eines Grundherrn, wie Herr von Lorin, zu werben, der an den Kaiser fünfzigtausend Gulden Steuern zahlte und neunzig Luxuspferde im Gestüt besaß, daran hatte seine junge Liebe nie gedacht.

Da kam die Reise der Baronin und Ilka's nach Deutschland, und Serravaglia entwarf die kühnsten Pläne für ihre Zurückkunft. Und endlich kamen sie. Ilka erschien ihm schöner und liebreizender, die Baronin gütiger als je, Serravaglia fühlte in der eigenen Brust einen nie geahnten Muth die Schwingen regen, und das liebliche Erröthen Ilka's erschien ihm wie die Verheißung. Da war es sein eigenes Wort, das plötzlich alle Dämonen des Nationalhasses entfesselte, und eine Kluft that sich auf zwischen ihm und der Geliebten, über welche der Verzicht auf das Ordensmeister-

amt der Malteser nicht hinweggeholfen hätte. Zum ersten Mal in seiner gesellschaftlichen Laufbahn verzweifelte Serravaglia daran, die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen. Auch Lieutenant Tolsky, ein sehr gesund aussehender Pole, welcher, von Natur das einsilbigste und nüchternste Gemüth, sich verpflichtet glaubte, die Romantik seines Vaterlandes durch lange, gesteierte Schnurrbartspitzen und heldenkühne Geberden zu vertreten, konnte nicht aus der Verlegenheit helfen, denn seine mangelhafte Sprachkenntniß hatte auch zu andern Zeiten schon zu den drolligsten Mißverständnissen Veranlassung gegeben.

Rittmeister von Werdenau allein hätte vielleicht den Muth besessen, das Wort an die Baronin zu richten, welche wie eine beleidigte Königin in finsterner Würde dalag; allein er fühlte, daß eine Entschuldigung solchen Erinnerungen gegenüber wie Spott klingen müsse; auch hätte er bei aller Großmuth und Rücksicht schwerlich das rechte versöhnende Wort gefunden. Er glaubte aus dem ganzen Benehmen der Dame die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß sie jetzt wie einst ihren politischen Ueberzeugungen und Wünschen jede andere Rücksicht unterordnete, und daß ihre Gastfreundschaft für die Offiziere, ihre Duldung der offenen Courmacherei Serravaglia's — eines Freiers, der, wenn er auch nicht

Malteſer war, der reichen Magnatin nie entſprechen konnte — daß die etwas laute Loyalität des Grundherrn und ſeines Sohnes ſelbſt vielleicht nichts ſei als der Deckmantel, unter dem die kühne und verbitterte Frau ihre reichsfeindlichen Beſtrebungen um ſo ungeſtörter fortſetzte. — Die Zurückkunft der Baronin fiel ſeltſamerweiſe mit alarmirenden Gerüchten zuſammen, die immer drohender und unheimlicher auftauchten. Die halbe Offenheit, mit der Frau von Lorin die Urſache ihrer Heimkehr nannte, erſchien dem klugen und nicht wie Serravaglia durch Liebe verblendeten Offizier nichts Anderes als ein Mittel, jeden Verdacht einzuschläfern, und zugleich ein Fühler, wie weit die Wachſamkeit und Kenntniß der Stimmung im Lande bei den Militärbehörden reiche. Die Baronin wäre vielleicht zu ſtolz geweſen zu einer ſolchen Rolle, als ihr aber durch die Frage Serravaglia's die lockendſte Gelegenheit geboten war, ſuchte ſie die Urtheile zu verwirren und ſich zu unterrichten.

Dem Rittmeiſter war das Amt eines Aufſpähers, zu welchem Offenheit und Pflichtgefühl ihn gedrängt, ſehr mißlich, und er überlegte bereits, ob ihm das letztere geſtatte, alle Beziehungen zur Familie abzubrechen und abſichtlich die Augen zu ſchließen. Er fühlte, daß er, nachdem einmal ſein Verdacht ein ſo beſtimmter

geworden war, das nicht mehr dürfe. Rittmeister von Werdenau gehörte zu den seltenen Menschen, welche einen durchdringenden Verstand und eine große Festigkeit des Willens mit einer angeborenen Reinheit und Güte des Herzens zu verbinden wissen. Er war aus einer hannoverischen Familie und hatte in dortigen Militärdiensten gestanden, bis ihm die kleinstaatliche Thatlosigkeit zu eng ward und er gleich vielen seiner Kameraden in dem damals zum deutschen Bunde gehörigen Oesterreich ein größeres und interessanteres Feld für einen Berufssoldaten fand. Der häufige Garnisonswechsel, das Leben inmitten fremdartiger Völkerschaften und interessanter halbwilder Zustände hatten ihn für manche Entbehrung und Enttäuschung entschädigt, und wenn er auch keine Ursache hatte, ein glühender Verehrer der Regierung zu werden, der er diente, so mußte er doch als Deutscher mit den Anstrengungen sympathisiren, welche Oesterreich damals für Ordnung und Civilisation in seinen entlegensten Theilen machte. So kam es, daß er ohne innern Zwiespalt mit klarem Blick und festem Willen an der Niederhaltung und Ueberwachung eines Landes Theil nahm, das nach seiner Ansicht ohne den Kitt und die Herrschaft des deutschen Elements nur in die verworfensten feudal-anarchischen Zustände zurücksinken konnte.

Das Aeußere des Rittmeisters verhehlte dem Beobachter nicht seine nordische Abstammung. Sein Haar war von einem ins Röthliche spielenden Blond, und sein von Dunkel zu Hell abgeschattirter Backenbart umgab ein Antlitz von kräftig edlem deutschem Schnitt, dessen gewöhnliche Ruhe durch die sanften braunen Augen angenehm belebt wurde. Die Gestalt des Rittmeisters war mittelgroß, aber ihre Breite gab ihr das Ansehen außerordentlicher Kraft. Seine Hände und Füße waren zierlich und klein, seine Bewegungen sicher und die eines an die beste Gesellschaft gewöhnten Mannes, seine Uniform mit Orden bedeckt. So stand Rittmeister von Werdenau der revolutionären Aristokratin gegenüber.

Viertes Kapitel.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer; Jedermann fühlte, daß das nächste Wort ein entscheidendes sein müsse — da öffneten sich die hohen Flügelthüren und man hörte eine vor Lachen halb erstickte Stimme, welche „die deutsche Fräulein“ ankündigte. Und auf der Schwelle erschien eine auffallend breite Frauengestalt in einem langen rosenrothen Schleppkleide, einen mit Federn und Blumen geschmückten Hut auf dem blonden Lockenkopf. Mit niedergeschlagenen Augen schritt sie ins Zimmer; in der Mitte blieb die seltsame Erscheinung stehen und machte eine unbeholfene Verbeugung vor der Gesellschaft. Gestalt und Bewegung hatten etwas so unabweisbar Komisches, daß zuerst Tolsky, dann Ilka und in Folge dessen auch Serravaglia leise zu lachen begannen und selbst unter dem blonden Bart Wer-

denau's ein Lächeln sichtbar wurde. Der Herr von Lorin war von dem Geräusch erwacht und rief nun mit lautem, donnerndem Gelächter: „O Sandor, Du Teufelsjunge!“ und wie eine Rnarre aus Holz lachte der serbische Major mit. Sogar auf dem Antlitz der Baronin schimmerte ein Lächeln beim Anblick dieser ausgelassenen Jugendlust, das sich sofort Jolanthens schmalen Lippen mittheilte.

Da wurde Ilka plötzlich sehr ernst, so ernst, wie die Trauer ihrer Mutter sie kaum gemacht, und mit dem schmerzlichen Ausruf: „Mein Pariser Hut!“ war sie auf den Bruder zugeeilt und versuchte ihm das ebenso zierliche als kostbare Werk der gallischen Putzmacherin von den Locken zu nehmen. Hülfsbereit folgte ihr Serravaglia, welcher ihre Entrüstung über diese Behandlung eines Pariser Modellhutes aufs tiefste mitzufühlen vermochte. Sandor ergriff die Flucht, aber schon dem Ausgang nahe, verwickelte er sich mit den Sporen in die lange Schleppe und fiel dröhnend auf das Parquet.

In diesem Augenblick öffnete der außenstehende Diener wieder geräuschlos die Flügelthüren, und herein trat mit ruhiger Grazie, den feenhaften Wuchs von einem einfachen und geschmackvollen Gesellschaftskleide umschlossen, im Schmuck ihrer reichen, hoch aus der

Stirn gekämmten blonden Haarwellen, die junge Dame, auf welche Sandor vor einer Stunde mit Derböck und Hero Jagd gemacht hatte, und zu deren zarter und edler Erscheinung es keinen schrofferen Gegensatz geben konnte als ihn selbst, wie er sich in dem abgelegten Ballkleide seiner Schwester am Boden wälzte und vergeblich auf die Füße zu kommen suchte, deren Sporen sich immer tiefer in die Schleppe verwickelten.

Die junge Dame blieb einen Augenblick stehen; eine leichte Ueberraschung zeigte sich auf ihrem feinen Gesicht und es war, als ob das Gefühl für das Unschickliche des derben Scherzes mit ihrem Eintritt sich langsam über die ganze Gesellschaft verbreite; denn von jedem Antlitz schwand das Lächeln, und nur noch Herr von Lorin ließ ein letztes Lachen hören, das wie ein Röcheln klang und von Major Durra leise sekundirt wurde.

Ilka hatte kaum die Eintretende erblickt, als sie es ihrem Bruder überließ, mit Hülfe Serravaglia's wieder auf die Füße zu kommen, und dieselbe lebhaft bei der Hand ergreifend, führte sie sie mit strahlenden Augen zu ihrer Mutter. Die Fremde neigte sich mit sichtlicher Verehrung über die Hand der kranken Dame.

Diese legte den Arm um den niedergebeugten Kopf des schönen jungen Wesens und drückte einen leichten Kuß auf die reine Stirn.

Noch immer die Hand der Fremden haltend, deren andern Arm Ilka umschlungen hielt, wandte sich die Baronin dann an die Offiziere.

„Rittmeister von Werdenau! Die Freude, mit welcher wir Ihre Landsmännin in unser Haus und unsere Heimat einführen, mag Ihnen Beweis sein, wie gern wir die Vorzüge Ihrer Nation anerkennen, soweit die unsern darunter nicht erdrückt werden sollen: Herr Rittmeister von Werdenau — Fräulein Gertrud von Nortwald.“

Mit einer Lebhaftigkeit, wie man sie an ihm sonst nicht gewohnt war, trat der Rittmeister vor und verneigte sich tief.

„Ich danke Ihnen für den Gruß, den mir durch Sie die ferne Heimat sendet!“

Die freundlichen Augen und Worte des Rittmeisters thaten Gertrud wohl; aber bereits stand der Malteser mit seiner zierlichsten Verbeugung vor ihr, und der Pole warf sich schnurrbartwirbelnd in die Brust.

„Herr Oberlieutenant Graf Serravaglia, Herr Lieutenant Tolsky — Fräulein von Nortwald“, fuhr die Baronin in ihrer Vorstellung fort. Auch Herr von Lorin und sein Schatten, der Major, hatten sich genähert und drückten Gertrud die Hand. Die Majorin vergoß Thränen der Rührung auf das Kleid ihrer

Gönnerin, ohne daß irgend Jemand begriff, warum.

„Eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Bildern Maria Theresia's aus ihrer Jugend, nicht wahr, meine Herren?“ begann die Baronin, nachdem die Vorstellungen zu Ende waren, als empfinde sie eine besondere Freude daran, alles Schöne, was sie an der anmuthigen Fremden bewundert hatte, auf einmal zur Geltung zu bringen.

„Maria Theresia selbst hätte das Fräulein um ihren Teint beneiden dürfen!“ beeilte sich Serravaglia zu versichern, da er sah, mit welcher Zärtlichkeit Ilka's Augen an der Freundin hingen.

„Um die Ungarn noch entzückter zu machen“, lächelte die Magnatin.

Jolanthe hatte Gertrud seit ihrem Eintritt nicht aus den Augen gelassen. Ihr Blick war immer stechender geworden, je freundlicher ihre Lippen zu lächeln suchten; ein gepreßter, ungeduldiger Seufzer durchzitterte manchmal ihre hübsche Büste und ihre gelblichweißen Finger gruben sich tief in die gepolsterte Lehne der Causeuse.

„In Norddeutschland sollen solche zarte Farben sehr gewöhnlich sein. Gibt es dort viele Gesichter wie das Ihrige, Fräulein Gerta?“

Jolanthe hatte das mit fast schmeichelnder Stimme

gefragt. Ob der Sonderbarkeit der Frage sah Gertrud überrascht auf.

„Das weiß ich nicht“, sagte sie dann. „Ich habe mich nie so viel um mein eigenes Aussehen bekümmert, als daß ich zu Vergleichen fähig wäre.“

Jolanthe wiegte mit kokettem Zweifel den Kopf.

„Sie wollen damit doch nicht sagen, daß Sie nicht wissen, wie schön Sie sind? Das weiß jedes junge schöne Mädchen von Ihrem Alter!“

Einen Augenblick lag das graue Auge Gertrud's fast streng auf den interessanten Zügen der jungen Wittwe.

„Dann bedaure ich in der That, unwissender zu sein wie jedes schöne junge Mädchen in meinem Alter!“ sagte sie kühl. „Ich erinnere mich nicht, in meiner Heimat besonders aufgefallen zu sein, vielleicht nur aus dem Grunde, weil dort die Pietät für Maria Theresia meiner Schönheit weniger zu Hülfe kam wie hier.“

Mit diesem Scherz hatte Gertrud sich von Jolanthen wieder zur Gesellschaft gewandt. Jolanthens Finger zuckten und ihr Lächeln wurde zur Grimasse.

Ein ungemein feines und schwaches Hundegebell ließ sich jetzt vor der Thür vernehmen.

„Großmama kommt! Es ist Zeit zu Tische“, sagte Ilka.

In der That öffnete der Diener die Thüren und

eine uralte kleine Dame mit unsicherem Schritt und zitterndem Haupt trat herein. Auf ihren blendend-weißen Haaren saß eine bänderreiche Haube und ein dunkelviolettes, tiefausgeschnittenes Seidenkleid umgab sie in rauschenden Falten. Ein winziger schneeweißer Seidenpinscher umkreiste trippelnd die alte Dame und wurde von Ilka und Serravaglia mit Liebkosungen überhäuft, die er mit scheuer Würde entgegennahm.

Durch die geöffnete Thür kam auch sehr bescheiden und dem Blick Gertrud's ausweichend Sandor, der sich inzwischen seiner weiblichen Toilette entledigt hatte.

Herr von Lorin schnaute ein paarmal und bewegte sich dann mit großer Feierlichkeit auf seine Schwiegermutter zu, um ihr den Arm zu bieten. Dann führte er sie nach dem Speisesaal, welchen der Kammerdiener weit vor ihnen öffnete. Auf einen Wink der Baronin näherte sich Rittmeister von Werdenau Gertrud und bot ihr den Arm, um dem Herrn des Hauses in den hell erleuchteten Saal zu folgen. Serravaglia, das Hündchen auf einem Arm, blickte Ilka und ihre Mutter flehend an. Aber bereits hatte die Baronin über das Schicksal seines Abends entschieden.

„Graf Serravaglia, Sie haben vielleicht die Güte, den Herrn des Hauses bei der Frau Majorin zu vertreten. Ilka, gib Herrn Major Durra den Arm.“

Mit einem verzweifelnden Blick zur Zimmerdecke trat der Graf auf die Majorin zu, welche noch eine Falte glatt strich und sich dann erhob. Hierauf verschwanden auch sie im Speisesaal. Lieutenant Tolsky und Sandor, nachdem er seiner Mutter die Hand geküßt, machten den Beschluß.

Fünftes Kapitel.

Die Baronin und Jolanthe blieben allein.

„Es ist aufopfernd von Dir, daß Du Dich von der Gesellschaft ausschließt, um das Mahl einer Kranken zu theilen“, sagte die Baronin weich.

„Nach Janos liebe ich am meisten auf der Welt seine Schwester!“ antwortete Jolanthe mit gesenkten Blicken.

„Du treues Herz!“ seufzte die Baronin. „So treue Liebe kann nicht unbelohnt bleiben. Mein Bruder muß es endlich einsehen, wie viel Hingebung und Schönheit er unbeachtet läßt!“

„Es gäbe für mich keine größere Seligkeit, als ihm zu dienen mein Leben lang!“ Jolanthens Stimme klang tief und bebend und ihre Augen glühten in düsterem Glanz.

„Wer so lieben könnte!“ flüsterte die Baronin fast unhörbar und mit leerem Blick, als irre ihr Geist durch eine ferne verlorene Jugend. „Doch auch ich habe ja Theil an ihm und habe mein Vaterland und meine Kinder!“ fuhr sie muthiger fort. „Ilka ist glücklich über ihre neue Freundin, und ich war ihr eine Entschädigung und Zerstreuung schuldig, nachdem ich ihr den ersten Liebestraum so rauh zerstören mußte.“

„Ist er zerstört?“

Bei dieser Frage Jolanthens sah die Baronin rasch und unruhig auf.

„Ich dachte doch; Serravaglia war bei unserer Abreise entschlossen, den letzten Revers seines Ordens zu unterzeichnen, der ihn für immer bindet. Die seltsame Leidenschaftlichkeit seines heutigen Benehmens fiel mir unangenehm auf, aber ich hielt sie, wenn auch nicht gerade für taktvoll, so doch für ungefährlich.“

„Der Graf hat den Revers nicht unterzeichnet und ist weiter als je davon entfernt, es zu thun. Die Trennung wirkte anders, als wir gehofft.“

Die Baronin senkte mit dem Ausdruck einer lebhaften Besorgniß ihr Antlitz.

„Das ist mißlich! Wir hatten vergessen, daß es nicht eine große Stadt mit ihren Zerstreuungen war, in deren Mitte wir ihn zurückließen, sondern dieses

Vorin, wo man so viel Zeit hat, über versunkene Träume nachzudenken.“

Jolanthe prüfte mit einem raschen Blick die Züge ihrer älteren Freundin, dann sagte sie:

„Wenn Du Deiner Tochter sicher bist, Gisela, was liegt uns daran, wenn ein überspannter Deutscher sich mit Gewalt zum Bettler macht?“

„Es thäte mir herzlich leid; denn eine Mutter begreift ja immer, daß man ihre Tochter liebt. Aber Du hast Recht, wir können nichts daran ändern. Was mich am meisten beunruhigt, ist eben, daß ich Ilka's, wenigstens ihres Herzens, nicht sicher bin. Und mit einer unglücklichen Liebe alt zu werden, muß noch schlimmer sein, als die Liebe zum Manne nie gefühlt zu haben. Ich bin der kleinen Deutschen, die ein glücklicher Zufall mit Ilka zusammenführte, jetzt doppelt dankbar, daß sie uns begleitet hat und Ilka's Gedanken eine andere Richtung gibt.“

Die schöne Wittwe schwieg. Wenn Gisela in diesem Augenblick in die Züge ihrer Freundin geblickt hätte, sie wäre erschrocken über den tödtlichen Haß, dem sie einen Augenblick zum Ausdruck dienten.

Als die Baronin, durch das lange Schweigen Jolanthens beunruhigt, das Haupt aufrichtete, war in den

Augen der Wittwe nichts mehr zu lesen als der Ausdruck ernstest, besorgten Zweifels.

„Nun? Ist unsere deutsche Freundin nicht allerliebste, Jolanthe?“

„Sie ist sehr hübsch und klug —“

„Nur hübsch und klug?“ fragte die Baronin, befreudet durch den kühlen, ausweichenden Ton der Antwort. „Einer der süßesten Reize des Mädchens schien mir eben, daß sie bei einer seltenen Bildung und Schärfe des Geistes ein so liebliches, natürliches Kind geblieben ist —“

„Oder scheint“, vollendete Jolanthe bedeutsam; „mit einem solchen Verstande ist man nicht naiv oder man bleibt es nur eine Stunde.“

Die Baronin schwieg eine Weile. Die Zweifel ihrer Freundin schienen ihr Schmerz zu machen und doch eine gewisse Macht über ihr Gemüth auszuüben, der sie sich nicht entziehen konnte.

„Ich werde Janos fragen; er kennt die Frauen!“ stieß sie hastig hervor. „Ich habe ihm bereits Botschaft geschickt, daß er kommen soll, schon um Serravaglia's willen. Was hast Du? Du wirst bleich und greiffst zum Herzen? Du liebst ihn ja und mußt glücklich sein, wenn er kommt. Vielleicht entscheidet sich diesmal Alles zwischen Euch. Er muß Dich ja lieben!“

In der That konnte es für einen Mann ein Bild von bestrickendem Zauber sein, wie Jolanthe plötzlich neben dem Lager ihrer Freundin auf die Kniee gesunken war und mit bleichem, leidenschaftlichem Gesicht zu ihr emporschaute.

„Und wenn er nun die kluge Deutsche ebenso hübsch findet wie Du?“ flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Ein Lächeln des Verständnisses irrte über die Züge der Baronin.

„Beruhige Dich, Jolanthe; Graf Ketlan ist ein Mann, der weiß, was er sich und seinem Vaterlande schuldig ist. Er wird nur eine Ungarin und ein ganzes Weib lieben, und Gerta ist eine Deutsche und ein Kind!“

Jolanthe lächelte wie durch Thränen und erhob sich. Ein paar Diener traten ein, um den Damen das Diner zu serviren.

Sechstes Kapitel.

In der richtigen Voraussetzung, daß die eben erst Heimgekehrten der Ruhe bedürften, hatten sich die Gäste des Hauses Lorin heute früher als gewöhnlich empfohlen und Gertrud oder Gerta, wie sie von ihren Gastfreunden genannt wurde, dadurch Gelegenheit erhalten, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen.

Lange stand sie an dem einzigen Fenster des dunklen Raums und sah hinaus in die nächtliche Landschaft. Weiße Dunstnebel wallten über den Sumpfniederungen der Theiß, und am unsichtbaren Horizonte glühten die Lagerfeuer der Hirten. Wilde, seltsame Weisen klangen über die niedern Dächer des Dorfes; es waren die Lieder, welche in der Schenke des Juden die branntweintrunkenen Kinder der Steppe zu Ehren ihrer heimgekehrten Herrschaft sangen. Manchmal trug ein einzelner Windstoß die Töne deutlicher herüber und strei-

tende Stimmen mischten sich darein. Die hohen dunklen Cypressen des Parks schwanften ernsthaft hin und her, und in den Schilfpflanzen, welche den Garten schmückten, rauschte es gespensterhaft. Mit seinem schweren dunklen Fittig flog der Nachtwind weiter über die Haide, und wenn man ihn längst nicht mehr hörte, jagte er in der Ferne die Nebel vor sich her, und aus den Säulengängen des Hofes tönte der schwerfällige Schritt des Nachtwächters zu Gertrud hinauf.

Zum ersten Male nach den Aufregungen der letzten Zeit war Gertrud mit sich allein. Das düstere Nachtbild rief trübe Gedanken in ihr wach. Sie dachte an all das Ernste, Traurige, das sie schon in jungen Jahren erlebt hatte, an den überraschenden Wechsel ihres Schicksals in den letzten Tagen.

Gertrud war als die Tochter eines geachteten Militärs in einem der kleineren Staaten Mitteldeutschlands geboren. Ihr Vater, früher Adjutant des Fürsten, war beim Tode desselben in den Ruhestand versetzt und zugleich mit der Schloßhauptmannschaft einer fürstlichen Sommerresidenz betraut worden, welche — vor vielen hundert Jahren die Stammburg der fürstlichen Familie, im Geschmack jener Zeiten neu hergestellt — mehrere Wochen im Sommer hindurch dem Hofe zum Aufenthalt diente. Die bewohnte Ritterburg lag in unmittel-

barer Nähe von einer der bedeutenderen Städte des Ländchens inmitten bewaldeter Hügel. Vom höchsten derselben schauten die alten Formen und die neuen Mauern kühn und freundlich über prächtige Wälder und fruchtbares Land. Dort, umgeben von den geläuterten Erinnerungen einer ritterlichen Vergangenheit, war die kleine Gertrud aufgewachsen. Der fürstliche Garten mit seinen Treibhäusern, seltenen Blumen und Gewächsen war ihr Spielplatz, und die ausgedehnten Wälder der Umgegend waren ein Park, in dem sie auf ihrem kleinen Pony in Gesellschaft ihres Vaters stundenlang reiten konnte, ohne an das Ende zu gelangen. Mit der Stadt hatte der Schloßhauptmann wenig Berührung. Nur dann und wann besuchte Gertrud eine entfernte Anverwandte ihrer verstorbenen Mutter, welche sich dort niedergelassen hatte, aber bei Gertrud's Vater wegen unerwünschter Rathschläge und Einmischungen nicht sehr beliebt war. So blieb auch die Kleinlichkeit des städtischen Alltagslebens von Gertrud's Jugend fern, und mit ungetrübtem Wohlgefallen folgte ihr Blick den freundlichen Häusern der Stadt, welche malerisch ausgestreut waren über das unebene Gefilde und sich da und dort an den dunklen Waldsaum schmiegen. Und die Menschen, welche manchmal des Sonntags die Räume der Burg besichtigten, hatten ihre besten Kleider

und Manieren angezogen und waren bescheiden und freundlich auf dem ihnen fremden Boden.

Der Schloßhauptmann von Nortwald galt für stolz und abweisend. In Wirklichkeit war er ein sehr kluger und feinfühler Mann, welcher durch den frühen Tod seiner Gattin und seines fürstlichen Freundes vielleicht etwas zu ernst geworden war. Selten verließ er das Schloß, und dann war es gewiß nicht die Stadt, die sich so gern die zweite Residenz des Landes nannte, welche ihn anzog. Einer natürlichen Erscheinung der Zeit entsprechend, waren die Honorationen des Ortes reichlich ausgestattet mit anspruchsvoller Aufgeklärtheit und dem Dünkel des Halbwissens, absprechend gegen Alles, was sie nicht kannten. Voller Freisinn auf der Bierbank, warfen sie sich sofort devotest in die schlecht gemachten Leibröcke, wenn Serenissimus nahte, und drängten sich in die vordersten Reihen, voll Todesangst, daß der Landesherr über sie hinweg das Wort an ihren lieben Nachbar richten und dieser, nicht sie, fettgedruckt im Wochenblatt erscheinen könne. Diese Herren hatten an dem Schloßhauptmann keinen geduldrigen Hörer ihrer Weisheit und sahen in ihm keinen Förderer jenes Fortschritts, der meistens seinen idealen Abschluß fand in der Begünstigung zweifelhafter Actienunternehmungen, in der Abgabefreiheit

ihrer eigenen Fabriken. Das Wochenblatt hatte während vieler Jahre keine Gelegenheit gehabt, den Herrn von Nortwald unter Anführung aller seiner Titel und Orden als Mitglied irgend eines der zahlreichen Vereine oder als in einer ihrer Versammlungen anwesend zu verzeichnen, und den Humanitätsbestrebungen der guten Stadt entzog der Schloßhauptmann seinen Beitrag, seit er in Erfahrung gebracht hatte, daß derselbe mit dazu verwendet wurde, Dienstmädchen, die kaum lesen konnten, mit lebenden Bildern und Vorlesungen aus den Minnesängern zu ergötzen.

Dabei war der Stöckaristokrat und Parquetmensch, wie man den Schloßhauptmann nannte, von dem verstorbenen Fürsten gerade wegen seines Freimuthes besonders hochgeschätzt worden und wäre auch von dem neuen Herrscher in seiner Stellung belassen worden, wenn er nicht selber die Ansicht ausgesprochen hätte, daß ein junger lebenslustiger Fürst wohl jüngere und elastischere Gemüther in seiner Umgebung brauche als ihn. Nie hatte Nortwald um eine Vergünstigung gebeten, und obwohl er kein Privatvermögen besaß, verwendete er die Hälfte seines Gehalts zur Aufbesserung der Besoldung von untergeordneten Bediensteten des Schlosses, welche trotz seiner Vorstellungen von der fürstlichen Administration zurückgewiesen worden waren.

Unter der zärtlichen Sorgfalt eines solchen Vaters, bis zu ihrem siebzehnten Jahre von einer tüchtigen Erzieherin unterrichtet, war Gertrud herangewachsen. Als sie achtzehn Jahre alt war, starb ihr Vater, dessen Gesundheitszustand ihr schon längere Zeit die größten Besorgnisse eingeflößt hatte, sehr plötzlich. Gertrud stand einsam und verlassen in einer Welt, die sie bis jetzt fast nur von den Zinnen des fürstlichen Schlosses aus kennen gelernt hatte, allein und ohne Freunde. Die Selbstlosigkeit und der Stolz des Schloßhauptmanns waren ein Fehler geworden, da wo es die Zukunft seiner Tochter galt. Ein sehr natürliches Gefühl ließ ihn die schöne und fluge Tochter als völlig zu ihm gehörig ansehen, und er bedachte nicht, daß sie dem natürlichen Lauf der Dinge nach weiter zu leben hatte, wenn er sie verließ. Wie viele energische Menschen hatte er an diese Möglichkeit sehr selten gedacht und sich über die ernststen Mahnungen, die ihm in letzter Zeit wurden, mit gewaltsamen Anstrengungen hinweggeholfen.

Gertrud besaß die übliche Caution, welche ihr Vater als Offizier bei seiner Verheirathung hatte stellen müssen, und deren Zinserträgniß schützte sie wenigstens vor dem äußersten Mangel. Ihre Verwandte, die in der Stadt wohnte, nahm sich zuerst der Verwaisten an. Betäubt,

willenlos ließ Gertrud sich und ihre Habe in die Wohnung ihrer Tante bringen. Als sie ihr Zimmerchen mit den alterthümlich geschnitzten Möbeln von Eichenholz und der herrlichen Aussicht aus den kleinen runden Scheiben der hohen Spitzbogenfenster verließ und in die Stadt hinunterstieg, war ihr, als müsse sie sich auf den Kirchhof neben ihren Vater legen und einige Fuß Erde auf sich decken lassen, wie auf ihn. Eine gewisse Scheu, wie sie selbst weniger zartfühlende Menschen meist vor der Fremdartigkeit eines großen Unglücks empfinden, bewahrte Gertrud in der nächsten Zeit vor geradezu unangenehmen Eindrücken, und was sie hätte stören können, bemerkte sie in ihrem tiefen Kummer nicht. Allmählig aber traten die Anforderungen ihrer neuen Lage fühlbarer an sie heran. Je entschiedener der Schloßhauptmann seinerzeit alle mütterlichen Anwandlungen der Tante zurückgewiesen hatte, desto dringender fühlte diese sich jetzt aufgefordert, das „arme, in der Einsamkeit versauerte junge Geschöpf“ der Welt zurückzugeben. Die Welt der verwittweten Frau Kanzleiodirectorin war nun allerdings, wie es Gertrud manchmal erscheinen wollte, etwas eng und beschränkte sich zumeist auf eine Anzahl zerstreungsbedürftiger, zungenfertiger älterer Damen und die dazu gehörigen Familien. Auch irrte die Tante darin, daß sie den Schloß-

Hauptmann, der in seiner Tochter die erwachsene Dame geachtet, nie unangemeldet ihr Zimmer betreten und ihr seit langem keine Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte, einen Tyrannen nannte und den Besuchs- und Einladezwang, die Unterordnung der Gefühle unter die inhaltlose Form, die Furcht vor dem Urtheil der Welt für eine unentbehrliche Freiheit hielt. Gertrud war von Natur elastisch und schmiegsam, und eine Gesellschaft, in der sie sich wohl fühlen konnte, hätte unzweifelhaft sehr wohlthätig auf ihre Stimmung gewirkt. Aber in der Wahl der Kreise, durch welche Gertrud an der Gesellschaft hätte Geschmack finden sollen, war die Tante nicht glücklich. Die einen gefielen sich in einem zudringlichen Protectorton und schienen es keinen Augenblick zu bezweifeln, daß die „arme Waise“ sich durch die ihr zugewandte Huld sehr geehrt fühlen müsse. Vergeblich suchte Gertrud zu ergründen, was den Leuten, die sich weder durch Verdienste, noch Rang, noch Bildung besonders auszeichneten, ein Recht hierzu gebe; da erfuhr sie von ihrer Tante, daß dieselben die reichsten Leute der Stadt seien und einen einzigen Sohn besäßen, welcher für eine vielbegehrte Partie gelte. Obwohl Gertrud das Alles nicht recht verstand, war es ihr doch, als sei es eine große Demüthigung für sie, sich nochmals zu diesen Leuten bringen zu lassen.

Andere konnten Gertrud den Hochmuth ihres Vaters und die Auszeichnung, die sie selbst früher durch den jungen Fürsten und seine Cavaliere erfahren hatte, nicht vergeben und wurden geradezu verlegend durch ihre ironische Hochachtung oder offene Rücksichtslosigkeit. Diejenigen endlich, die es noch am besten meinten, suchten die hübsche Einsiedlerin nach ihrer Weise zu erziehen, ohne nur zu ahnen, daß Gertrud in ihrer Einsamkeit und im Umgang mit ihrem klugen Vater sich mehr Welt- und Gemüthsbildung angeeignet hatte als jedes andere Mädchen der Stadt. Und als Gertrud zuweilen durch eine höfliche Ablehnung, eine treffende Antwort, einen Blick unmuthiger Ueberraschung aus ihren gewittergrauen Augen eine Ahnung davon erweckte, wie hoch sie über ihrer Umgebung stand, galt sie rasch für eingebildet und unbescheiden. Man verlangte, weil sie arm war, von ihr auch die Demuth der Armuth. Weil die noch um ihren Vater trauernde Waise nicht sofort mit Inbrunst ein Duzend Mädchenfreundschaften anknüpfte und die mitunter ziemlich kleinlichen Interessen der jungen Damen ihres Alters zu den ihrigen machte, fand man sie gemüthsdürr, altflug und berechnend.

Dessenungeachtet wurden Gertrud von vielen jungen Männern, mit denen sie durch die Fürsorge ihrer

Tante in Berührung kam, ganz unzweideutige Aufmerksamkeiten erwiesen. Sie war eben etwas ganz Besonderes, und einige Söhne reicher Kaufleute und Fabrikanten glaubten sich den Luxus gestatten zu dürfen, die arme Aristokratin zur Frau zu nehmen. Gertrud verkannte die guten Eigenschaften des einen oder des andern von ihnen nicht. Aber trotz ihrer modernen Kleidung, trotz des neuen Riemenzeugs ihrer Reitpferde und der mächtigen Blumensträuße, welche namenlos bei der Frau Kanzleidirectorin abgegeben wurden und durch einzelne besonders hübsche Camellien oder Azaleen sich genau auf das Treibhaus des Spenders zurückführen ließen, die jungen Leute waren doch weit entfernt von Allem, was die Träume der Jungfrau in den süßen Dämmerstunden des Gemüths ihr vorgegaukelt hatten. Sie waren auch so ganz anders als ihr Vater und die feingebildeten Cavaliere, mit denen sie bis jetzt verkehrt hatte. Dinge, deren Werth sie bis jetzt kaum gekannt, drängten sich ihr auch hier auf das lästigste in den Weg: Geld und Besitz schienen die vorzüglichsten Werthmesser auch in den Augen ihrer Freier, und da, wo sie auf diese Vorzüge verzichteten, schienen sie die Größe ihres Opfers recht wohl zu fühlen. Die sanfte, aber entschiedene Abweisung eines derartigen Freiers, jenes einzigen Sohnes „der reichsten

Leute der Stadt“, führte endlich zu deutlichen Erklärungen zwischen Gertrud und ihrer Tante. Gertrud erfuhr jetzt, daß es die höchste Weisheit und Tugend eines armen Mädchens sei, eine gute Partie zu machen, und daß sie ihr eigenes Glück auf die unverantwortlichste Weise von sich gestoßen habe. Anfangs war Gertrud erschreckt und verwirrt, dann aber empörte sich Alles in ihr gegen eine solche Lebensanschauung. Der Sturm leidenschaftlichen Schmerzes, den die Tante zum ersten Mal gewahrte, machte diese etwas unsicher in ihrer Erziehungs- und Beglückungsmethode und schuf das Leben Gertrud's nach dieser Seite hin erträglicher. Desto mißlicher wurde die Stellung des Burgfräuleins, wie man Gertrud von nun an spottweise nannte, ihren übrigen Bekannten gegenüber.

Statt ihre Handlungen und ihr Benehmen aus den einfachsten und natürlichsten Gefühlen eines unverfälschten Herzens zu erklären, wurde Alles auf ihren aristokratischen Bettelstolz, das Erbtheil ihres Vaters, zurückgeführt. Es wurden ihr hochmüthige Aeußerungen und Ausfälle gegen ihre Gesellschaft und ihre Freier angedichtet, die sie nie gemacht hatte, und es kam zuletzt so weit, daß das junge Mädchen, welches keinen männlichen Verwandten zu seinem Schutze aufbieten konnte, von den ergebenen Freunden des reichen jungen Mannes öffentlich verhöhnt wurde.

Die Tante, so wenig böseartig sie im Grunde war, sah ihre eigenen gesellschaftlichen Beziehungen in Gefahr und verschwieg Gertrud keineswegs, daß sie die alleinige Ursache davon sei. Sicher wäre der Wunsch, den so wenig für ihr zartes Gemüthsleben geeigneten Ort zu verlassen, lebhafter in Gertrud's Herzen erwacht, hätte sie mehr von Welt und Menschen gekannt als die anmaßenden Kleinbürger der zweiten Residenz. Und dann hielt sie noch eins — die Nähe jener hochgelegenen Burg, welche ihre Kindheit behütet hatte und die sie, seit es Frühling geworden, fast jeden Tag wieder besuchte, um in ihren kühlen Hallen, ihren Gärten und Wäldern gleich einer Greisin von den niemals wiederkehrenden Freuden ihrer Jugend zu träumen. Die Schloßbediensteten kannten sie fast alle und ließen der Tochter ihres verstorbenen Wohlthäters die vollkommenste Freiheit, gaben ihr auch wohl einen Strauß seltener Blumen mit auf den Weg; der neue Schloßhauptmann war noch nicht eingezogen.

Hier, in einem der lauschigsten Laubgänge des terrassenartig angelegten Schloßgartens, traf Gertrud mit Ilka zusammen, welche in Gesellschaft ihrer Erzieherin die moderne Fürstenburg besuchte.

Die zugleich lebhafteste und zarte Grazie der Ungarin, ihr Interesse für die alterthümliche Märchenpracht, in

die sie sich plötzlich versetzt fühlte, und die Aufschlüsse, welche Gertrud ihr zu geben vermochte, machten die jungen Gemüther rasch vertraut. Nach einer Viertelstunde schon durchwandelte die Tochter der fernen Steppe an Gertrud's Arm die prächtigen Säle und reichen Sammlungen, jetzt einer fast verflungenen Sage lauschend, dann wieder mit Ueberraschung in das Antlitz der jungen Deutschen blickend, welche das Wissen eines Gelehrten mit der Bescheidenheit eines Kindes vereinigte. Und als sie beide endlich erschöpft ruhten und von einem felsigen Luginsland hinausschauten in den golden dämmernden Abend, da mußte Gertrud dem überwältigenden Interesse ihrer neuen Freundin auch ihr eigenes Geschick anvertrauen.

So einfach und unbedeutend dasselbe war, so sehr Gertrud jedes harte Urtheil über Andere vermied, so enthielt die Geschichte der jungen stolzen Waise für Ilka's elastisches Gemüth so viel des Rührenden, daß sie Gertrud beschwor, sie und ihre Mutter zu besuchen.

Als Gertrud am andern Morgen Frau von Lorin in dem Hotel, wo sie abgestiegen war, besuchte, empfing diese den günstigsten Eindruck von der Freundin ihrer Tochter und zeichnete dieselbe in der liebenswürdigsten Weise aus.

Mit der ganzen Kraft ihres vereinsamten Gemüthes

hatte Gertrud sich an ihre neuen Freunde angeschlossen und dachte bereits mit Schrecken an die trübe Zeit, wenn dieselben abgereist sein würden. Da wurde sie eines Tages durch einen Antrag der Baronin überrascht, sie und Ilka auf ihrer Reise durch Deutschland und dann in ihre ferne Heimat zu begleiten und ihrer Tochter auch dort eine treue und zärtlich geliebte Freundin zu bleiben; sie selbst wolle Mutterstelle an ihr vertreten.

So schwer es ihr wurde, das Grab ihres Vaters zu verlassen und die Nähe der Orte, wo sie viele Jahre so glücklich gewesen war, willigte sie ein, nachdem auch die Tante — vielleicht froh, der Sorge um sie überhoben zu sein — ihr dazu gerathen hatte.

Wenige Tage später war Gertrud mit den beiden Damen abgereist. Die Reise durch Deutschland, an den Rhein und in die Schweiz nahm mehrere Monate in Anspruch, und Gertrud hatte, so wenig sie es beabsichtigte, reichlich Gelegenheit gehabt, sich ihren Freunden stets von einer neuen reizenden Seite darzustellen, sei es durch die Gewandtheit und Sicherheit, mit welcher sie den Verkehr derselben mit ihren Landsleuten vermittelte, sei es durch ihre Kenntniß der Geschichte und Literatur ihres Vaterlandes und seiner einzelnen Theile.

Die Baronin gestand es offen ein, welch hohen Genuß ihr die Gesellschaft Gertrud's gewähre und wie wohlthätig dieselbe auf die Fortbildung Ilka's einwirke. Gertrud war glücklicher als seit langer Zeit. Zwar war auch die Baronin, wie alle Kranken, ihren wechselnden Stimmungen unterworfen, und Ilka zeigte sich bei allen ihren liebenswerthen Eigenschaften sehr bald als ein verwöhntes Kind, welches die Erfüllung jeder seiner Launen mit der stehend gewordenen Redensart „wenn Sie mich lieben“ von Gertrud zu ertrogen wußte. Auch wurden Gertrud's außerordentliche Bildung und Begabung bald als etwas Gewohntes hingenommen, und hundert kleine Aufmerksamkeiten und Liebesdienste, welche sie ihrer Beschützerin und deren Tochter stets aufs neue erwies, gingen unbemerkt vorüber, weil Gertrud selbst möglichst geräuschlos dabei verfuhr. Auch konnte sich Gertrud nicht lange täuschen über den außerordentlichen Nationalstolz der beiden Damen, welcher denselben zuweilen jedes Urtheil nahm und sie, ohne daß sie es ahnten, geradezu verlegend gegen ihre junge Freundin werden ließ.

Bei aller geistigen Begabung, die ihr das Gefühl für die Schwächen Anderer in so hohem Grade verlieh, besaß Gertrud ein echt deutsches treues Gemüth, welches trotz aller kleinen Leiden unverbrüchlich festhielt an

dem, was es einmal lieb gewonnen hatte. Und die beiden Ungarinnen waren seit dem Tode ihres Vaters die ersten Menschen, welche volles Verständniß für sie gezeigt und sie lieb hatten; und sie war ihnen so unaussprechlich dankbar dafür, daß sie lieber manches Harte erduldet, als sich von ihnen getrennt hätte.

Eine Eigenschaft Gertrud's, welche zuweilen einen etwas fühleren Ton in ihre Beziehungen zu den beiden Damen brachte, war ihre unwandelbare Redlichkeit, ihre immer gleiche Wahrheitsliebe.

Auch Frau von Lorin und ihre Tochter waren wahrheitsliebend; gewiß, sie hätten sich nie wissentlich zu einer Lüge erniedrigt; allein sie ließen sich durch ihr Temperament sehr leicht zur wohlklingenden Phrase hinreißen, ohne sich weiter Rechenschaft davon zu geben, und gewohnt, seit Jahren nur in gedämpfte Lichter und schöne Farben zu blicken, ertrugen sie manchmal nicht gern das schlichte, klare und darum vielleicht scharfe Wort aus dem Munde der jungen Deutschen. Gertrud war nicht unbescheiden, sie schwieg, wo sie nicht reden mußte, oder wo sie fühlte, daß ihre Antwort verstimmen könnte. Aber sie hätte sich zu entehren geglaubt, wenn sie, direct befragt, ihr besseres Wissen verheimlicht hätte, mochte es den Gefühlen ihrer Freunde auch noch so sehr entgegengesetzt sein. Gemildert, aber nicht

ausgeglichen wurden diese Gegensätze, als die Baronin in einem Badeort bedenklich erkrankte. Während Ilka mit hübschen hochtragischen Geberden schwor, es nicht zu überleben, wenn ihre Mutter sterbe, und verzweifelnd ihr Antlitz in den Kissen des Krankenbettes verbarg, lauschte Gertrud mit todbleichem Gesicht, aber gespannter Aufmerksamkeit den Anordnungen des Arztes und wick Tage und Nächte lang nicht vom Lager der Kranken, jeden ihrer Wünsche erfüllend, fast bevor sie ihn geäußert, und mit mildem Ernst die im Fieber Tobende beruhigend und pflegend. Und erst als die Gefahr vorüber war und Ilka sich einem Sturm der Freude überließ, brach Gertrud's zarte Gestalt erschöpft zusammen, und die Baronin empfand eine Ahnung davon, welcher Selbstentäußerung und Pflichttreue dies junge Mädchen fähig sei, das sie so oft kalt und gemüthsarm genannt hatte.

Der Dienst, den sie der Baronin erwiesen, war vielleicht das einzige Mittel gewesen, Gertrud zu einer Art Vorsicht in ihren Aeußerungen zu veranlassen; denn sie hätte um Alles nicht zu dem Glauben Anlaß geben mögen, als ob die Dankbarkeit ihrer mütterlichen Freundin sie kühner gemacht habe.

So war Gertrud im besten Einvernehmen mit der Baronin und Ilka in Lorin angelangt. Der erste

Eindruck, den sie empfing, entsprach allerdings nicht ganz dem farbenprächtigen Bilde, das Ilka von ihrer fernen Heimat entworfen hatte.

Gertrud's Auge war gewöhnt an die milden, laubreichen Hügelformen Mitteldeutschlands, und sie kam nicht über das Gefühl der Trostlosigkeit hinweg, welches ihr der erste Anblick der endlosen braunen Haiden verursacht hatte, in denen alles Leben stillzustehen und selbst der rastlos arbeitende Bahnzug nur langsam vorwärts zu kriechen schien. Auch das Loriner Schloß, obwohl sein Marstall größer und prächtiger war als der manches Fürsten, stach fast erschreckend ab von den kühnen, himmelanstrebenden Bauten, die man in der Heimat mit jenem stolzen Namen nannte. Und auch Ilka und die Baronin hatten bei näherer Bekanntschaft und täglichem Umgang viel von dem romantischen Schimmer verloren, mit welchem Gertrud's freundschaftsbedürftiges Gemüth sie anfangs umgeben hatte. Dazu kam ein Gefühl der Unsicherheit, wie sie es nie gekannt. Und jene Antworten, welche sie auf Jolanthens Fragen gegeben hatte, entsprangen dem tiefsten Grunde eines verwirrten und gequälten Mädchenherzens, welches in jungfräulicher Angst vor der allgemeinen Aufmerksamkeit bebt. Ihr Benehmen, das Jolanthe für das Ergebniß schlauer Berechnung erklärt hatte,

entsprang einer an Verzweiflung grenzenden Verlegenheit, und nachdem das Mahl zu Ende war, zu dessen steifem Ceremoniell die jugendlich derben Bemerkungen Sandor's einen eigenthümlichen Contrast gebildet hatten, dachte sie mit der Angst eines guten, folgamen Kindes darüber nach, ob die Baronin und die übrige Gesellschaft wohl gut von ihr dächten. Und dabei war ihr doch wieder, als ob man in dem Kreise, in den sie getreten war, ein ungehörliches Gewicht lege auf Oberfläche und Erscheinung der Dinge, als müsse eine anspruchsvolle Form an die Stelle wahren Anstandsgefühls und echter Würde treten, und werde doch oft da am empfindlichsten verletzt, wo sie am unentbehrlichsten war.

Die Nacht war ziemlich weit vorgeschritten, und trotz all ihrer körperlichen Ermüdung träumte Gertrud, die Stirn in die Hand gestützt, noch über Problemen, welche schon der erste Tag ihres hiesigen Aufenthalts ihr aufgedrungen. Der Mond ging auf und beleuchtete mit geisterhafter Blässe ihr ernstes Kindergesicht, und die Cypressen des Parks, welcher die vierte Seite des Schloßquadrates bildete, warfen lange dunkle Schatten auf den mit großen Steinplatten gepflasterten Hofraum, dessen Mitte eine runde Cisterne einnahm.

Der Schritt des Nachtwächters war verstummt,

dagegen unterbrach sein Schnarchen manchmal sehr unmelodisch die feierliche Stille. Gedämpftes Lampenlicht drang matt durch die schweren Vorhänge an den Fenstern der Baronin. Da öffnete sich geräuschlos das eiserne Gitterthor des Parks vor einer Erscheinung, welche in Gertrud's aufgeregtes Gemüth alle Märchenschauer ihrer Kindheit zurückrief.

Es war eine äußerst zarte und zierliche weibliche Gestalt, kaum größer als Gertrud selbst, welche mit lautlosem, elastischem Gang quer über den mondbeleuchteten Hof schritt. Ihr Gewand, anscheinend eine bis über die Kniee reichende antike Tunica von rother Farbe, war reich bedeckt mit Sternen und Figuren, welche hell und scharf die Mondstrahlen zurückwarfen, und ihre Sandalen schienen mit schimmernden Schnüren an den Füßen befestigt. Das Seltsamste jedoch an der fremdartigen Erscheinung waren die Haare, welche, von keinem Bande, noch von irgend einer Kopfbedeckung zusammengehalten, in überreichen Wellen bis über den goldenen Gürtel herabflossen. Diese Haare waren wie die einer uralten Greisin und glänzten im Mondlicht wie mit Silber bestreut. Gestalt und Bewegung des Wesens schienen von einer Frische und Elasticität, wie sie nur die unberührteste Jugend geben kann, und als sie jetzt das Antlitz erhob zu den erleuchteten Fenstern

der Baronin, war es von fast geisterhafter Schönheit. Ein leichtes Lächeln flog darüber, dann schüttelte das seltsame Wesen seine weißen wallenden Locken zurück und verschwand rasch in dem Säulengang, welcher zu der großen Treppe des Hauses führte.

„Die Elfe von Lorin“, sprach Gertrud zu sich selbst halb scherzend, um den Eindruck des Unerklärlichen abzustreifen, gegen den ihr klarer Verstand sich sträubte. Dann schloß sie rasch das Fenster und begab sich zur Ruhe, damit nicht noch mehr des Märchenhaften im Bunde mit ihrer aufgeregten Phantasie der Vernunft den Krieg erklären möchte.

Siebentes Kapitel.

Drei Tage waren seit der Ankunft der Damen vergangen. Gertrud hatte das Fremdartige ihrer Umgebung überwunden und ihre ersten, in Lorin empfangenen Eindrücke fast vergessen; denn die Baronin behandelte sie mit einer ungemein wohlthuenden, fast mütterlichen Zartheit und schien auch auf Ilka eingewirkt zu haben, welche Gertrud mit fast achtungsvoller Zuneigung entgegenkam. Wunderbarer Weise schien auch Jolanthe, nachdem sie in einem Augenblick überwallender Eifersucht ihre Furcht vor der Neuangekommenen verrathen hatte, ihr Urtheil vollständig geändert zu haben; denn sie überhäufte Gertrud mit Liebkosungen und Schmeicheleien, durch welche sich das junge Mädchen unwillkürlich zugleich geängstigt und abgestoßen fühlte.

Jolanthe hatte mit der Schlaueit, welche sie aus-

zeichnete, gefühlt, daß eine mit Achtung gepaarte Anhänglichkeit für Gertrud zu tief Wurzel geschlagen hatte bei Frau von Lorin, als daß nicht fortgesetzte Angriffe auf die Anklägerin selbst zurückprallen mußten. Jolanthé hatte daher beschlossen, ebenfalls in das Loblied für die weiße Schlange, wie sie Gertrud im Innern bereits nannte, einzustimmen, und das in der ihr eigenen lebhaften und schmiegsamen Weise gethan. Die Baronin, welche von der unterwürfigen Freundschaft Jolanthens abhängiger war, als sie sich selbst gestand, fühlte sich glücklich, über den unbequemen Zwiespalt zwischen ihrem Gefühl und dem Urtheil der Freundin so leicht hinweggekommen zu sein, es schmeichelte ihr, sich nicht geirrt zu haben, und Gertrud erntete die Früchte dieser gehobenen Stimmung und vergalt sie mit enthusiastischer Hingebung. Auch mit Sandor war Gertrud vollkommen ausgesöhnt, seit sie seine gutherzigen Verbheiten in bester Laune hinnahm.

In anscheinend guter Eintracht waren die vier Frauen im Salon der Baronin versammelt, als Sandor in seiner gewöhnlichen formlosen Art hereinstürmte.

„Deutsche Fräulein! Sie müssen mit mir und Ilka spazieren fahren! Meine Fuchsen brauchen Bewegung!“

Die ungeheuchelte Bewunderung, welche Gertrud

bei Besichtigung des Loriner Marstalls geäußert, hatten Sandor nicht nur versöhnt, sondern ihr auch sein ganzes Herz gewonnen; die Theilnahme Ilka's an der Fahrt schien er für selbstverständlich zu halten.

Jolanthens Antlitz verfärbte sich etwas. Selbst Sandor, den sie bisher auf seinen wildesten Fahrten begleitet hatte, schien sie nicht mehr zu bemerken.

Gertrud nahm die mehr aufrichtige als galante Art, wie Sandor seine Einladung begründete, nicht übel, und da eine Fahrt ins Freie viel Verlockendes für sie hatte, wendete sie sich mit einem fragenden Blick an die Baronin; als diese ihr huldvoll zulächelte und Ilka zugleich lebhaft aufsprang, folgte sie am Arm der Freundin fröhlich wie ein Kind dem jungen Mann, welcher, mit der Peitsche knallend und seine Doggen in immer größere Aufregung versetzend, nach den Ställen eilte.

Erst als sie ins Freie kamen, bemerkte Gertrud, daß der Herbstnebel, der schon seit dem Morgen über Lorin lag, so dicht geworden war, daß man kaum die Häuser des Dorfes zu erkennen vermochte. Sie machte Ilka darauf aufmerksam, daß man bei diesem Wetter kaum die Straße sehen werde, die man fahre.

Ilka lachte.

„Auf der Haide gibt es keine Straße“, sagte sie;

„wir fahren nach irgend einer Richtung hinaus, und wenn wir weit genug sind, werden Sandor's Pferde sich schon wieder nach dem Stall zurückfinden.“

Die Ankunft des Biergespanns, welches, von den Doggen mit lautem Bellen umkreist, rasselnd, klingend und schnaubend hinter den Stallungen erschien, endete das Gespräch. Sandor hielt die Zügel der vier kräftigen kleinen Pferde und die lange, mit Knoten und rothen Lappen verzierte Zuckerpeitsche in der Linken und half mit der Rechten Gertrud und seiner Schwester auf den kleinen niedrigen Leiterwagen klettern, dessen federlosen Achsen wohl wenig deutsche Damen sich anvertraut hätten. Die an Lederriemen hin und her schwankenden Sitze ohne Lehnen machten durch ihre schaukelnden Bewegungen die Fahrt voraussichtlich nicht viel angenehmer. Noch ehe jedoch Gertrud Zeit zum Nachdenken gehabt, ob sie nicht lieber der Fahrt entsagen wolle, saß Ilka neben ihr und die Spitze von Sandor's langer Peitsche schwirrte den vordersten Pferden um die kleinen Ohren, daß sie sich hoch aufbäumten; der Diener kletterte schnell hinten auf und in wilder Jagd ging es dahin zwischen den niedern Häusern des Dorfes, die undeutlich aus dem Nebel traten.

In wenig Augenblicken war man im Freien und

raſte, wie Ilka vorausgeſagt, pfadlos über die Haide. Nur hier und da bewies ein Sprung der galoppirenden Pferde, ein ſtärkerer Stoß der Räder, daß man über eins der ausgefahrenen Geleiſe kam, welche in der Nähe des Dorfes nach allen Richtungen auseinander liefen; dann wieder wogten die braunrothen Rücken der vier Pferde regelmäßig auf und nieder. So oft Sandor's Peitsche über ihnen in der Luft kreifte, bogen ſie die Köpfe nieder und mit flatternden Mähnen ging es weiter durch den Nebel. Die beiden Hunde waren längſt darin verſchwunden und nur dann und wann erklang ihr dumpfes Bellen aus der Ferne.

Trotzdem man kaum über die vorderſten Pferde hinausſah, und trotz aller Unbequemlichkeiten des Wagens war es für die drei jungen Leute eine berauſchende, herrliche Fahrt, deren Zauber ſich ſelbſt Gertrud nicht hatte entziehen können. Auf ihren blassen Wangen lag ein roſiger Schimmer und ihre Augen leuchteten.

Sandor lenkte ſein Biergeſpann mit feſter, ruhiger Hand, und Ilka, ſich in ihrer ganzen Grazie weit über den Rand des Wagens zurücklehrend, lachte, daß die weißen Zähne ihres etwas breiten Mundes blitzten. Da hörte man plötzlich wüthendes Hundegebell. Es waren nicht mehr die wie einzelne Jagdrufe hervorge-

stoßenen dumpfen Töne der voranstürmenden Doggen, sondern es klang wie der erbitterte Kampf derselben gegen eine Schaar kläffender Bestien.

Sandor reckte sich empor und auch Ilka wurde aufmerksam.

„Wölfe?“ fragte sie.

„Wohin denkst Du!“ antwortete Sandor. „Die Wölfe zeigen sich erst im Winter. Es werden Zigeuner in der Nähe sein. Aber sie sollen ihr Wunder sehen, wenn Derböck oder Hero verletzt ist.“

Sandor lenkte seine Pferde nach der Richtung, woher das Gebell kam, und Ilka nahm mit nachlässiger Grazie wieder ihre frühere Stellung ein, als ob eine Zigeunerbande eine zu verächtliche Sache sei, um sich länger mit ihr zu beschäftigen. Inzwischen klang der Kampf der Thiere immer deutlicher aus dem dichten Nebel. Menschliche Stimmen zeterten dazwischen. Sandor's junges Gesicht sah sehr entschlossen aus, und zornig hieb er auf die immer toller dahinrasenden Thiere. Diese Jagd im Nebel nach einem Wirrwarr von Tönen, welcher immer wilder wurde, je näher man kam, hatte für Gertrud etwas sehr Unheimliches und Beängstigendes, und ihr Herz pochte fast hörbar. Da stieß sie plötzlich einen leisen Schrei des Schreckens aus und auch Ilka erwachte aus ihrer graziösen Indolenz. Das vordere

Sattelpferd hatte einen weiten Sprung gemacht und die Deichselpferde drängten erschrocken nach links, daß der Wagen fast das Gleichgewicht verloren hätte. Mit einer gewaltigen Anstrengung brachte Sandor das Gespann zum Stehen.

Ein wildes, abenteuerliches Bild bot sich ihren Blicken dar. Soweit das Auge durch den Nebel zu dringen vermochte, war man umgeben von seltsamen, zerlumpten, mit glänzendem Flitter und bunten Lappen aufgepuzten Gestalten. Männer, Weiber und Kinder rannten schreiend und mit allen Zeichen des Entsetzens durcheinander. Die langen schwarzen Haare und braunen Gesichter ließen keinen Zweifel aufkommen, daß sie zu dem gehäßten und mißhandelten Geschlecht der Zigeuner gehörten. Ein zusammengefahrenes Zelt streckte seine zerbrochenen Stangen zwischen den Radspeichen Sandor's empor, und ein nackter brauner, kaum vierjähriger Balg kroch laut schreiend, doch unverletzt, unter der Leinwand hervor, von seiner kaum bekleideten schwarzäugigen Mutter mit leidenschaftlicher Wildheit vollends zwischen den Rädern hervorgezerrt.

Ein ungeheurer Kessel lag umgestürzt auf dem Boden. Von der Flüssigkeit, zu deren Bereitung er gedient hatte, war das große Feuer halb verlöscht worden, über dem er an drei gekreuzten Stäben gehangen hatte,

und ein dunkler erstickender Qualm vermischte sich mit dem feuchten Dunst der Atmosphäre.

Winkelnd und die sammtgraue Haut von blutigen Schrammen zerrissen, das eine Ohr geschligt, hob sich Hero an den Radspeichen empor, um die Hand ihres Herrn zu erreichen. Mit wildem Geheul stürzte Derdöck stets wieder auf einen Mann zu, der, ein Mädchen fest an sich drückend, mit einem aus dem Feuer gerissenen Holzbrande unsichere Schläge nach dem rasenden Thiere führte, daß die Funken weit umherflogen.

Die beiden Menschen waren in rothe, reich mit Gold verzierte Gewänder gekleidet, wie sie die Gaufler tragen, und schienen Bruder und Schwester, denn in gleicher Fülle floß das lange weiße Haupthaar um die jugendlichen Gesichter, deren zarte bleiche Hautfarbe zwischen ihrer dunklen Umgebung noch auffallender hervortrat. Sich öffnend und schließend, als könnten sie das Licht nicht ertragen, hesteten sich die rothen Augen der beiden mit flehendem Ausdruck auf Sandor.

Gertrud erkannte das Mädchen an dem seltsamen Haar und Gewand — es war dasselbe, das in der Nacht nach ihrer Ankunft so spät noch in den Schloßhof und, wie es schien, zur Baronin gekommen war — die Elfe von Lorin! Aber weder das Mädchen noch

der Mann schienen Sandor und Ilka bekannt zu sein.

Da hörte Gertrud plötzlich eine laute Verwünschung in ungarischer Sprache; von einem bespornten Absatz in die Weichen getroffen, krümmte Derböck sich am Boden, und ein Mann in ungarischer Nationaltracht stand vor den beiden Albinos, mit einem halb mißmuthigen, halb gleichgültigen Tone Sandor verweisende Worte zurufend.

Der Fremde war über dreißig Jahre alt, ziemlich groß und erschien noch größer durch die zierliche und doch nervige Schlankheit seines Wuchses. Der obere Theil seines Gesichtes von classisch-ernster Regelmäßigkeit war nur leicht gebräunt und erhielt von großen, dunklen Augen ein düsteres Leben; Mund und Wangen waren fast verhüllt durch einen kurz geschorenen Bart, welcher nur an der Oberlippe zu den landesüblichen Spitzen zusammengedreht war.

Das ganze Auftreten des jungen Edelmanns und die Art, wie er die ihn demüthig und klagend umdrängende schwarzbraune Gesellschaft zurückwies, machte einen überlegenen ritterlichen Eindruck.

„Onkel Janos!“ flüsterte Ilka, und Sandor ließ die Peitsche sinken, die er bereits gegen den weißhaarigen Mann erhoben hatte.

Auch Onkel Janos schien nicht angenehm über-

rascht, als er die jungen Leute erkannte und Verdöck ihm demüthig zu Füßen kroch.

Obwohl sie die ungarische Sprache nicht verstand, glaubte Gertrud aus den kindlich-zornigen Aeußerungen und Geberden Sandor's zu entnehmen, daß er die Albinos der Verwundung seiner Hunde anklagte. Onkel Janos gab achselzuckend eine ironische Antwort.

Der Diener war inzwischen herabgesprungen und hatte die Räder von der umstrickenden Leinwand des zerstörten Zeltes befreit. Onkel Janos trat an den Wagen, um Ilka die Hand zu reichen. Aber bereits wendete Sandor in vollem kindischem Zorn seine Pferde, pfiß den kampfesmäden Doggen und fuhr so rasch und rücksichtslos hinweg, daß die Achsen noch die Kleidung seines Onkels streiften.

Sandor schien sehr erbittert und trieb die Pferde zu so raschem Laufe, daß Gertrud fortwährend in Gefahr schwebte, durch die heftigen Stöße der Räder aus dem Wagen geschleudert zu werden. Ilka schien unzufrieden mit ihrem Bruder und ihr Gesichtlein hatte einen trozig-traurigen Ausdruck. Endlich tauchten die Umrisse von Lorin aus dem dünner werdenden Nebel und bald darauf hielt man vor dem Schloß. Sandor empfahl sich, da er ärgerlich war, ziemlich formlos, und auch Ilka bezeugte wenig Lust, über das Vorge-

fallene sich zu äußern. So zog es auch Gertrud vor, Bemerkungen zu unterdrücken, welche an den Anschauungen und Gewohnheiten des trotzigem Jünglings wahrscheinlich wenig geändert hätten.

Achtes Kapitel.

Die zahlreichen Anforderungen, welche die Geselligkeit und Etikette des Hauses an Gertrud stellten, drängten die Erinnerungen an die wilde Fahrt und Onkel Janos etwas in den Hintergrund. Fast allabendlich kamen einige der in Lorin oder in der Nähe „stehenden“ Offiziere in das Schloß. Serravaglia und Tolsky waren ständige Gäste. Ohne die geringsten Bemühungen ihrerseits hatte Gertrud bereits das Vertrauen des erstern, die Neigung des letztern sich erworben. Serravaglia hatte ihr bereits bei passender Gelegenheit das düstere Geheimniß seiner Liebe zu Ilka und die derselben entgegenstehenden Hindernisse zugeflüstert und sie im Namen ihrer nationalen Zusammengehörigkeit, welche durch die Verfassung des deutschen Bundes allerdings einige Berechtigung besaß, beschworen, seine Liebe

bei ihrer Freundin zu vertreten. Gertrud, welche Liebe und Ehe bis jetzt nur aus Büchern und Heirathsanträgen kennen gelernt hatte, faßte die Sache anfangs mit dem für ein junges Mädchen gebührenden Ernste auf und saß erschüttert und von ihrer Verantwortlichkeit tief erschreckt vor einem Geheimniß, das so ziemlich allen Leuten bekannt war, welche zweimal mit Serravaglia gesprochen hatten. Ehe sie jedoch zu einer Entscheidung gelangen konnte, welche Stellung ihr durch die Freundschaft zu Ilka und die Rücksicht für die Baronin angewiesen sei, war Ilka ihr eines Tages mit halbgeschlossenen Augen und einem schmachttenden Seufzer in die Arme gesunken: „O, wenn Sie wüßten, wie ich ihn liebe!“

Es kam zwischen Ilka und ihr zu einer Erklärung, und da erfuhr Gertrud denn allerdings zum ersten Male, daß man einen Mann ganz verzweifelt lieben und es doch ganz unmöglich finden kann, für ihn ein Titelchen seines National- oder Familienstolzes zu opfern. Nachdem Ilka mit Feuer und Beredtsamkeit die lange Liste der Gründe aufgeführt hatte, welche sie von Serravaglia trennten, warf sie sich endlich mit einer wirkungsvollen Geberde in einen Fauteuil und brach in die düsteren Worte aus:

„Sie sehen wohl, Gerta, daß ich sehr unglücklich bin!“

Gertrud besaß nun allerdings Natürlichkeit und gesunden Menschenverstand genug, um das ganz und gar nicht einzusehen, und gestand es Ilka offen ein, aber da ergriff diese ihre Hand und sagte feierlich:

„Glauben Sie, daß ich zum Altar treten könnte ohne den Segen meiner Mutter?“

Gertrud verstummte.. Sie hatte ihre eigene Mutter kaum gekannt; vielleicht begriff sie deshalb um so mehr, daß sie sich nicht mit ihrem Rathe zwischen Mutter und Tochter drängen dürfe.

Als aber, durch eine Wendung des Gesprächs abgelenkt, Ilka gleich darauf von ihrem großen Palast in Pesth erzählte mit den vergoldeten Möbeln und den Pferdekrippen aus rothem Marmor und von den großen Bällen und Festen, zu denen der ganze ungarische Adel sich einfinde, und daß ihr Bruder Sandor, wenn er großjährig und verheirathet sei, mit seiner Frau dort jeden Winter wohnen werde, da ergänzte Gertrud sich die übrigen Gründe, warum man einen armen österreichischen Lieutenant nicht heirathe.

Es konnte ihr übrigens nicht entgehen, daß auch Serravaglia in seinem zerrissenen Herzen neben seiner Liebe noch Raum für alle möglichen andern Dinge fand. Da sie als junges Mädchen nicht wissen konnte, daß die Liebe in manchen Menschen erst alle in ihnen

schlummernden Fähigkeiten zur höchsten Entfaltung bringt, so mußte es ihr auffallen, daß Serravaglia's Anekdotenschatz von Abend zu Abend größer, seine Pfänderauslösungsweisen immer wechselnder und sinnreicher wurden. Sie gestand ihm das offen ein, als er ihr wieder einmal von Ilka sprach, aber da verdrehte er seine runden Augen zu einem ganz erschreckenden Ausdruck und trug ihr mit Grabesstimme die Worte des Dichters vor:

„Er spielte, sang und trank und lachte laut,
Um dann die ganze Nacht hindurch zu weinen!“

Gewiß war, daß er bei Tage manchmal recht herzlich lachte und sogar über die unglückliche Liebe Anderer.

Der Pole Tolstky sprach weder genügend deutsch, noch französisch, noch ungarisch, um eine Unterhaltung zu führen, ließ jedoch seit neuerer Zeit keine Soirée im Hause des Grundherrn vorübergehen, ohne sie mit seiner stummen Gegenwart zu verschönern. An der erhöhten Farbe seines Gesichts, an dem rapiden Wirbeln des Schnurrbarts und an der ewig gleichen Richtung seiner Blicke glaubte Serravaglia entdeckt zu haben, daß Tolstky norddeutsch geworden sei, wie er den Seelenzustand seines Kameraden verblümt wiederzugeben suchte. Die Sache wurde zur Gewißheit, als Tolstky

seinen polnisch redenden Freund bat, ihm einige deutsche Redensarten mitzutheilen, vermittlest welcher er Gertrud seine Bewunderung und Hingebung ausdrücken könne. Serravaglia ward durch den verzweifeltsten Zustand seines Herzens keineswegs daran verhindert, dem Freunde zu willfahren. Als Tolsky jedoch seine neuerrungenen Sprachkenntnisse zum ersten Mal zu verwerthen suchte, war er einigermaßen erstaunt über den Erfolg. Denn als er sich Gertrud mit einer tiefen Verbeugung näherte und mit dem sanftesten Tonfall seiner Stimme sagte: „Mein Fräulein, Sie sind heute unausstehlich“, da drückte das Antlitz Gertrud's selbst ihm deutlich die Versicherung aus, daß ihr die Thatsache zwar gleichgültig sei, daß sie aber deren Mittheilung für eine Grobheit halte. Als dann Tolsky, unsicher geworden, und um einen groben Verstoß in der Aussprache, den er begangen zu haben glaubte, wieder gut zu machen, hastig hinzufügte: „Darf ich um einen Kuß bitten?“ wandte sich Gertrud entsetzt zur Flucht; Tolsky aber war von Serravaglia belehrt worden, daß jedes deutsche Mädchen sich schuldig zu sein glaube, über die ersten Liebenswürdigkeiten ihres Verehrers in großen Zorn zu gerathen, daß diese tugendhafte Entrüstung jedoch nicht andauere und einer erneuten Kühnheit meistens weiche. Daher folgte er ihr, flüsternd:

„Sie sind ja eine ganz häßliche kleine Hexe!“

Nun war Tolsky mit seinem Complimentschatz zu Ende, stand aber auch zugleich vor dem strengen Antlitz der Baronin, bei welcher Gertrud unwillkürlich Schutz gesucht hatte. Die Baronin verstand genug Deutsch, um zu errathen, daß die Bezeichnung „häßliche kleine Hexe“ eine unpassende Vertraulichkeit in sich schloß; da sie aber des Polnischen nicht mächtig genug war, um selbst den Lieutenant zurecht zu weisen, so beauftragte sie damit den Major Durra, welcher sie eben mit feierlicher Steifheit zu einer Dominopartie zu dreien einlud. Durra galt für eine Autorität in allen slavischen Sprachen und redete mit Vorliebe mit Herrn und Frau von Lorin die alte ungarische Gesellschaftssprache, das Latein, allerdings in etwas corrumpirtem Zustande.

Schon aus der Bestürzung Tolsky's bei den ersten Worten des Majors ahnte Gertrud den wahren Sachverhalt; als aber Tolsky wuthentbrannt auf Serravaglia zustürzte und der Major der „Domina venerabilissima“ des Hauses das Mißverständniß in seinem holprigsten Mönchslatein erklärte, und die Drohung Tolsky's, sich mit Serravaglia auf Tod und Leben zu schlagen, ihr wiedergegeben wurde, da erschraf Gertrud aufs heftigste, und ihrer Angst nicht mehr mächtig,

selbst die Ursache eines blutigen Zweikampfes zu werden, beschwor sie den Major im reinsten, fließendsten Latein, die Freunde zu versöhnen.

Mitten in einer unvollendeten Phrase blieb der Mund des serbischen Majors weit offen, und auch die Baronin sah mit den Zeichen der lebhaftesten Ueerraschung auf Gertrud.

„Woher kennst Du diese Sprache, mein Kind?“

Gertrud erröthete, als wäre sie auf einem schweren Unrecht ertappt worden, und stammelte:

„Der alte Bibliothekar des fürstlichen Schlosses, wo ich erzogen wurde, unterrichtete mich in seinen Mußestunden in Latein und Griechisch. Aber der gute alte Mann starb, ehe ich viel gelernt hatte.“

„Du bist allzu bescheiden, Gerta“, sagte die Baronin mit einem raschen Blick des Mißtrauens auf die gesenkten rosenrothen Augenlider der jungen Deutschen; „warum hast Du nicht schon lange gesagt, daß Du einer Sprache mächtig bist, die fast jeder gebildete Ungar spricht?“

Gertrud fühlte den eigenthümlichen Ton der Baronin. Ruhig schlug sie die großen klugen Kinderaugen auf.

„Quia non eram interrogata — weil mich Niemand gefragt hat“, antwortete sie einfach.

Die Baronin schien nur halb befriedigt; aber sie

bat den Major, den beiden Offizieren mit ihrer ernstlichen Ungnade zu drohen, wenn sie den Streit über einen Scherz nicht beilegen würden, den Fräulein von Nortwald selbst ihnen verziehen habe.

Es war zum ersten Mal, daß die Baronin Gertrud mit jenem Namen nannte. Obwohl ihre im Grunde edle Natur zu einem Mißtrauen in Gertrud's lauterem Wesen sich noch immer nicht entschließen konnte, so war ihr doch so viel Klugheit und Macht über sich selbst bei einem so jungen Wesen unheimlich und sie gedachte öfters als in den letzten Tagen der Worte Jolanthens: „Bei einem solchen Verstande ist man nicht naiv, oder man bleibt es nur eine Stunde lang.“

Neuntes Kapitel.

Die Baronin wäre über die bezweifelte Unbefangenheit Gertrud's beruhigt worden, hätte sie am andern Morgen das junge Mädchen in ihrem Zimmer beobachtet, wie sie in größter, aber anscheinend angenehmer Aufregung vor ihrem Koffer kniete und bald mit kindlichem Ernst ein nicht mehr ganz tadelloses Ballkleid musterte, bald ein anderes Garderobestück, das sie besonders gern trug, wie einen lieben alten Freund begrüßte, seine Falten mit der kleinen Hand glattstrich und es an einen bequemeren Ort brachte.

Und jene hundert niedlichen Dinge der weiblichen Toilette, vom Fächer bis zur Spitzenkrause und Bandschleife, wurden mit ordnender Hand in die offenstehenden Kasten gereiht.

Die Veranlassung zu dieser Kleiderrevue, zu wel-

cher Gertrud sich bis jetzt nicht hatte entschließen können, gab eine Reihe von Festlichkeiten, die dem Hause Lorin für die nächsten Wochen bevorstanden. Da kam vor allem Sandor's achtzehnter Namenstag, der mit einem Festessen und darauf folgendem Ball gefeiert werden sollte. Auf den Ball freute sich Gertrud am meisten. Trotzdem sie lateinisch und griechisch las, tanzte sie sehr gern. Zwar in Gesellschaft ihrer Tante war ihr auch das verleidet worden durch die plumpe Art der jungen Männer, welche es nicht der Mühe werth hielten, die alleinstehende Dame erst wissen zu lassen, wer sie seien, bevor sie dieselbe zum Tanze aufforderten, und welche schon vor der Pause die lästigen Handschuhe von den Händen streiften, sowie die Cigarre kaum aus dem Munde entfernten, wenn sie mit Gertrud sprachen, und die ihre Unart und Unwissenheit durch ein blasirtes, dreistes Wesen auszugleichen suchten, das sie dem zartfühlenden und verständigen jungen Mädchen noch unausstehlicher machte.

Der einzige Ball, an den sie mit Entzücken zurückdachte, war derjenige, welchen der junge Fürst einst auf der Burg seiner Ahnen gegeben. Er hatte stattgefunden am Jahrestag der vollendeten Wiederherstellung der Ruine. Gertrud war damals vom Fürsten und seinen Cavalieren sehr ausgezeichnet worden, und das

hatte nicht ohne Nachhall bleiben können in ihrer Phantasie. Und jetzt sollte sie wieder tanzen mit Offizieren in prächtigen Ulanenformen mit den blitzenden Goldschnüren um Brust und Schulter. Den sentimentalischen Schalk Serravaglia hatte sie bereits gern wie einen Bruder; der Streit mit Tolsky war beigelegt worden und der Pole beschränkte sich wieder auf stumme Verehrung, was ihn ganz erträglich machte. Aber eine Gestalt unter allen war es, die nicht weichen wollte aus ihren Phantasien, schön und männlich, wenn auch nicht allzuviel größer als sie selbst — Werdenau, dessen sanfter Blick so oft mild und sinnend auf ihr geruht hatte in den letzten Tagen und dessen tiefe Stimme sie erst gestern, als sie dicht hinter ihm gestanden, zu Serravaglia sagen gehört hatte: „Das arme herrliche Kind! Schon so früh verwaist und von aller Welt verlassen!“ Mit ihm würde sie doch am liebsten tanzen, dachte sie; er war ja hier ihr einziger Landsmann . . . Sie wurde nicht roth bei diesem Gedanken und ihr Herz pochte nicht schneller . . . und doch war er ihr der Liebste von allen.

Da schrak sie plötzlich zusammen und breitete die Arme über ihre Schätze aus, als wolle sie dieselben verstecken. Sie wußte, wer da mit wuchtigen Schritten den Corridor entlang kam und an ihre Thür

pochte, die er auch öffnen würde ohne ihre Aufforderung — Sandor, der sich zwar immer mehr als ein herzensguter Mensch herausstellte, in seiner Unbekümmertheit indeß ihr doch manchmal schon recht lästig geworden war.

In der That stürmte Sandor auch sofort ins Zimmer. Er hatte jedoch keinen Blick für all die umherhängenden und umherliegenden Kleidungsstücke, sondern schob einfach eine Hutschachtel zur Seite und ließ sich dann in seiner ganzen Schwere ins Sopha fallen.

„O, Fräulein Gerta“, stöhnte er, „welch ein Unglück! Aber ich habe immer Unglück.“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Gertrud halb belustigt; denn sie hatte in Lorin schon einige „Unglücke“ Sandor's erlebt, die er nach einer Viertelstunde bereits völlig vergessen hatte. „Ist Ihr edles Roß Esillag vom Schlage getroffen oder die tapfere Hero bei der Jagd auf Slowaken verunglückt?“

„Sie verspotten mich immer, Gertrud, und ich von allen habe Sie doch am liebsten“, beklagte Sandor sich mißmuthig.

„Ist das das große Unglück?“ lächelte Gertrud.

Aber Sandor winkte nur ablehnend mit der Hand, als sei alles Andere Bagatelle neben der unangenehmsten aller Neuigkeiten, und stieß endlich ingrimmig hervor:

„Graf Ketlan ist da!“

Mit aufrichtiger Bewunderung legte Gertrud ihre Hände ineinander.

„Ich verstehe Sie nicht! Graf Ketlan ist da — und was weiter?“

„Weiter nichts, als daß nun Alles aus ist, unser Diner für übermorgen und der Ball und, wer weiß, was noch Alles!“

„Der Ball? Und warum? Was geht Graf Ketlan, den ich übrigens gar nicht kenne, unser Ball an?!“

„Natürlich kennen Sie ihn nicht, sonst würden Sie nicht so fragen! Haben Sie ihn gesehen, neulich, als er das Gefindel in Schutz nahm, das meinen Verdöck so zugerichtet hat, daß er die Brandmale an seinem Fell für immer mit herumtragen wird? — Mein Stiefonkel Janos ist es — der wüthendste Ungar, Magyar bis in die Spitzen seines Schnurrbarts, bis in die Troddeln seiner Stiefel. Patriot, sagen die Ungarn, Rebell, sagt der Kaiser, und der langweiligste, unbequemste Ruhestörer, der mir je vorgekommen ist, sage ich!“

Und nach dieser energischen Kritik lehnte sich Sándor athemlos in dem Sopha zurück.

„Aber was will er denn?“ fragte Gertrud, die

noch immer nicht begriff, was ein ungarischer Patriot bei ihrem Hausball Anderes zu thun haben könne, als zu tanzen, und ein Tänzer mehr war ja nicht so schrecklich.

„Das weiß er vielleicht selber nicht“, meinte Sandor geringschätzig, ohne daran zu denken, daß seine eigenen politischen Anschauungen noch bedenklich in der Schwebe waren; „aber was er nicht will, kann ich Ihnen sagen: daß österreichische Lieutenants in unser Haus kommen, mit ihm an einem Tisch essen und mit unsern Damen tanzen. Das will er nicht, und die Mama hat schon in der Stille Alles abbestellt, ohne daß er davon erfährt.“

„Das ist schade!“ sagte nun auch Gertrud traurig und enttäuscht. „Und es war Alles so hübsch ausgedacht! Aber bleibt er denn so lange?“

„Das nicht. Er kommt stets unverhofft und geht dann ebenso schnell wieder, meist bei Nacht. Ich ahnte schon gleich nichts Gutes, als ich ihn neulich bei den Zigeunern traf, für die ein ungarischer Edelmann nur einen Peitschenhieb oder einen Fußtritt haben sollte. Als ich heute seinen niedrigen Wagen langsam die nasse Straße daherkommen sah, wußte ich, woran ich war. Mama erlaubt noch Wochen lang nachher nicht, daß die Offiziere eingeladen wer-

den, und tanzen dürfen wir fürs erste gar nicht. Das ist es ja! Wenn Papa es nicht wünschte, so dürfte kein Offizier ins Haus. — Wissen Sie, Gertrud“, flüsterte Sandor geheimnißvoll und rückte dem jungen Mädchen ganz nahe, „Papa darf es mit dem Kaiser nicht verderben; der legt sonst noch mehr Einquartierung ins Dorf und nimmt ihm seine Ländereien weg. — Das wäre schlimm, denn wir brauchen viel Geld, und wenn ich erwachsen bin, brauche ich auch sehr viel Geld.“

Erstaunt sah Gertrud ihren jugendlichen Ritter an. Seine Worte erklärten ihr manches Räthselhafte, das ihr schon aufgefallen war, so wenig sie sich zum Beobachten geneigt fühlte. Denn sie war selbst zu jung, um sich lange mit der Politik des Hauses zu beschäftigen. Flüchtig gedachte sie auch des räthselhaften Besuchs der Elfe von Lorin, die bei Tage eine allerdings merkwürdige, aber immerhin menschliche Gestalt angenommen hatte; sie glaubte indeß nicht das Recht zu haben, dem aufgeregten jungen Manne davon zu reden.

„Und wir hätten ausnahmsweise auch genug Damen gehabt“, fuhr dieser fort. „So trifft es sich nie wieder — sechs Damen! Sie, Jolanthe, Ilka sind drei, dann sollte die Mathilde kommen, Sie

wissen, die Tochter vom Baron Jasowicz, und die Trafikantin mit der schönen Julia, der Klavierlehrerin. Außerdem kommen meine Vettern. — Und aus dem Allem wird nichts. Es ist, um sich todt zu ärgern.“

Wenn sie auch sehr gern getanzt hätte, so schlimm fand es Gertrud nun allerdings nicht, und Sandor mochte etwas von dem spöttischen Ausdruck von vorhin in ihrem Gesichte lesen oder, da er sich an Onkel Janos nicht wagte, einen andern Blißableiter für seine schlechte Laune suchen — er sprang plötzlich auf und sagte in verdrießlichem Ton:

„Ich sehe schon, Sie haben auch kein Gefühl für meinen gestörten Namenstag, Sie machen sich auch nichts aus mir; Sie sind vielleicht gar froh, daß Graf Retlan da ist!“

„Ich?“ fragte Gertrud mit aufrichtigem Staunen.

„Ja, Sie!“ bestätigte Sandor, heftig im Zimmer auf und ab gehend. „Ich habe wohl gesehen, wie er Sie anstarrte, als wir unter das Gefindel gerathen waren! Ich bin bloß deshalb so rasch weggefahren, weil ich nicht wollte, daß er mit Ihnen reden und Ihnen die Hand geben sollte. Aber angesehen hat er Sie — Jolanthe würde ihm die Stiefel küssen, wenn er sie einmal so ansehen möchte! Ich

begreife nicht, warum alle Frauen ihm so gut sind — ich finde ihn abscheulich. Aber Sie werden ihm auch gut sein, denn Sie sind auch eine Frau! Wenn er auch nicht tanzt, so führt er doch gern hübsche Damen zu Tische . . . Sie werden ihn auch lieb haben . . .“

Gertrud war ernst geworden. Die so offen ausgesprochenen Vermuthungen Sandor's enthielten für sie eine offenbare Beleidigung. Stolz richtete sie sich auf.

„Wen ich lieb haben werde oder nicht, darüber mögen Sie mir allein die Entscheidung lassen!“

Sandor erhob den Kopf sehr rasch bei dem eiskalten Ton Gertrud's. Ihr Antlitz bestätigte ihm, daß sie das Gespräch nicht fortzusetzen wünschte. Wieder kam über den jungen Mann jene Scheu, wie er sie das erste Mal, da er mit ihr zusammengetroffen war, gefühlt hatte, und polternd, aber halb verlegen ihrem Blick ausweichend, verließ er ohne Gruß das Zimmer.

Lange stand Gertrud an derselben Stelle und starrte vor sich nieder. Janos! Wer gab Sandor das Recht, bei ihr mehr Interesse für seinen Onkel vorzusetzen als für jeden andern Mann? Sie war empört und mußte sich doch gestehen, daß Ja-

nos in jener abenteuerlichen Umgebung vor ihr erschienen war, als habe plötzlich ein greller Blitz die graue Nebelluft getheilt. — „Schön wie ein Gewitter“ hatte sie damals gedacht, als seine Blicke, scharf und sinnend zugleich, einen Augenblick wie überrascht auf ihr hafteten. „Schön wie ein Gewitter“ — sie fürchtete die Gewitter nicht, und doch hatte es ihr gehangt, wenn sie daran dachte, daß er einmal nach Lorin kommen könnte. Als sie hörte, daß durch den Herbstregen der letzten Tage die Wege fast unpassirbar wären, hatte sie unwillkürlich daran gedacht, daß jener schöne, finstere Mann jetzt nicht nach Lorin kommen werde, und wie erleichtert aufgeseufzt. Dann lachte sie wieder über sich selbst. Was ging jener fremde Mann sie an? Was hatte sie von ihm zu fürchten? Umsonst! Sie kam über das beängstigende Gefühl nicht hinweg, seit sie wußte, daß Graf Ketlan im Schlosse sei. Unwillkürlich irrten ihre Gedanken zu den milden braunen Augen und dem klaren, ernsten Gesicht Werdenau's; wenn er da wäre, würde sie sich nicht fürchten. Aber er durfte ja auch nicht mehr kommen und Ball und Tanz, Hoffnung und Freude waren für jetzt vorbei. Und der Augenblick bedeutet ja so viel im himmelstürmenden Leben der Jugend!

Mit gefalteten Händen und traurigem Gesicht stand Gertrud lange vor ihren Schätzen aus Seide, Tüll und Flor, mit denen sie sich so prächtig hatte schmücken wollen.

Zehntes Kapitel.

Durch die dichten Damastvorhänge fiel dunkelrothes Licht in das Boudoir und auf die Gestalt der Baronin, welche in der Mitte des Zimmers in einem Divan ruhte. Es war aber nicht allein das sonderbare Hellsdunkel, sondern eine tiefe Erregung, welche ihre gewöhnlich gelblich bleichen Wangen purpurn anhauchte und ihre mächtigen dunklen Augen ruhelos der Gestalt ihres Bruders folgen ließ.

Mit gekreuzten Armen, die schlanken Schultern etwas in die Höhe gezogen und das energische Gesicht mit düsterem Ausdruck tief auf die Brust geneigt, schritt Graf Ketlan vor der Schwester auf und nieder. Die Baronin hatte eben aufgehört zu sprechen und ihre Worte schienen Janos so düster gestimmt zu ha-

ben. Plötzlich blieb dieser, ohne seine Haltung zu verändern, vor der Schwester stehen.

„Da Du Deines Gatten in Deinen Briefen nie erwähntest, so mußte ich annehmen, daß er Deine Gesinnungen theile. Auch wußte ich, wer in Lorin Gebieter ist, und zweifelte nicht, daß zu jeder Zeit Deine Entschlüsse die Deines Gemahls bestimmen, daß jene Farbe, welcher die Magnatin folgt, auch das Banner von Lorin sein werde. Und alle Deine Gründe haben mich nicht überzeugen können, daß einer der größten und reichsten Grundbesitzer Ungarns der Bewegung fern bleiben werde, wenn Du es nicht willst, Gisela.“

„Aber ich will es, Janos!“ sagte die Baronin entschlossen, sich auf ihrer zitternden Hand halb emporrichtend. „Ich habe kein Recht, Leben und Eigenthum meines Gatten zum zweiten Mal für eine Sache auf das Spiel zu setzen, für die er kein Herz hat!“

Ein ironisches Lächeln zuckte wie Wetterleuchten über die finstern Züge des Grafen.

„Man spricht viel von den Wandelungen, denen ein Frauengemüth unterworfen sei. Bei meiner hochherzigen Schwester allein wollte ich nicht an derlei glauben. Noch höre ich die erhebenden Worte, mit denen die jugendliche Magnatin von Ternoczin mir, ihrem Bruder, in die Arme stürzte: „Janos, ich bin

ein Weib und kann nicht kämpfen in den Reihen der Männer; aber auch ich kann mein Leben dem Vaterlande und der Freiheit opfern, die Du so sehr liebst. Herr von Lorin ist reich und wirbt um mich, ich liebe ihn nicht; aber das Vaterland braucht Geld und Waffen, und seine Helden sind arm. Ich liebe den blonden Gabor, der mit seinen Freiheitsliedern den tiefsten Groll in unserer Brust, den letzten Dolch in seiner Scheide weckte. Seine Lieder haben ihren Zweck erreicht; jetzt braucht es Pulver und Blei und scharfe Klingen — von den Millionen des Herrn von Lorin sollt Ihr sie kaufen.“ — „Und Gabor, mein Freund?“ rief ich Dir voller Schrecken zu. Du sahst mir fest ins Antlitz und keine Wimper Deines Auges zuckte. „Gabor braucht ja nicht länger zu leben als seine Lieder.“ — So sprach die jungfräuliche Magnatin von Lorin, die schwärmerische Braut des Sängers Gabor. Er ist todt. Er fiel an meiner Seite, den Namen des Weibes auf den Lippen, das ihn verlassen um des Vaterlandes willen. Du stiegst in Oesterreichs Kerker hinab — stolz und aufrecht, um sie gebrochen zu verlassen. Das war vor mehr als zwanzig Jahren — und heute hast Du kein Recht, Leben und Eigenthum Deines Gatten zum zweiten Mal für eine Sache auf das Spiel

zu setzen, für die er kein Herz hat! — Dann, Schwester, hast Du Dein Leben umsonst verkauft, und Gabor ist umsonst gestorben!”

Der kranke Körper der Magnatin zuckte unter dem Hohn ihres Bruders, als würde ihre Brust von scharfen Klingen zerfleischt. Ihre Augen wurden geisterhaft groß und ihre Lippen fahl.

„Wenn Du mich tödten willst, Janos“, fleuchte sie, „dann sei barmherziger und rascher! Da Du dieses letzte Opfer verlangst, welches eine Frau bringen kann, das ihres Stolzes, so will ich Dir gestehen: ich habe keine Macht mehr über Herrn von Lorin. Geschwächt und stumpf wie er ist, hat die Erinnerung an jene Jahre, die Furcht vor ihrer Wiederkehr, alle schwächeren Eindrücke überdauernd, sich allein und mächtig in sein Gedächtniß eingegraben, und wie ein Kind vor schrecklichen Gespenstern sich die Augen zuhält, so flüchtet er sich hinter die Loyalität der Furcht. Kaum vermag ich, gestützt auf einen Rest von Einfluß, Dir die wenigen Tage, die Du hier zubringst, den Anblick der verhaßten Uniformen zu ersparen. Herr von Lorin hat nur noch Geld für sie und seine Pferde. Jede Andeutung in Deinem Sinne würde Herrn von Lorin in einen Taumel der Angst versetzen und Dir und Deiner Partei gefährlich werden. Darum verlange nicht

von mir, was über meine schwachen Kräfte geht; ich will für Dich und unsere Sache das Schaffot besteigen, wenn das Leben einer kranken Frau Euch nützen kann — mehr habe ich nicht!“

Frau von Lorin sank wie todmüde auf ihren Divan zurück, und Janos stellte sich sinnend ans Fenster.

„Ich konnte das Alles nicht so genau wissen, Schwester“, begann er nach einer Weile in milderem Tone; „es mußte mich befremden, wenn ich hörte, daß in dem Hause meiner Schwester die deutschen Soldaten wie in einer Tabagie verkehren und daß mein Neffe Sandor von ihnen systematisch zum Feinde seines Vaterlandes erzogen wird.“

„Sandor ist ein Kind“, sagte die Baronin ruhiger, „er wird seine Gesinnungen noch zehnmal ändern, bis er Mann ist, und könnte uns nur schaden durch seine derbe Offenheit, wie er sich selber ganz gewiß um den Hals reden würde, wenn er statt der Rebellen den Kaiser hassen müßte. Wir wollen das Kind dem Kaiser lassen bis auf Weiteres. Die Gesinnungen Sandor's und seines Vaters machen uns unverdächtig und geben uns einen Rückhalt, wenn wir unterliegen. Siegen wir, so bist Du mächtig genug, um mein Kind zu schützen, dessen Gefühle bei den Gesinnungen seines Vaters nur natürlich scheinen werden.“

„Ist Herr von Lorin auch dafür verantwortlich, daß Ilka noch immer mit dem Lieutenant liebt und sich ihre Busenfreundinnen aus Deutschland holt?“ fragte Janos spöttisch.

„Ilka ist in einem Alter, in welchem man irgend etwas lieben muß quand-même; ist es nicht der Lieutenant, so wäre es vielleicht der Rittmeister. Immer noch besser Serravaglia, der ja Malteser ist und nicht der Mann, den Zorn seines Onkels herauszufordern. Ueber den Gedanken, ihn zu heirathen, auch wenn er seinem Orden entsagte, würde Ilka sich selbst am meisten entsetzen. — Was Gertrud anbelangt, so bekenne und theile ich Ilka's Schuld. Ich war von ihrem Verstande und ihrer Anmuth ebenso sehr bezau- bert wie meine Tochter.“

„Bisher war Zolanthe in Deinen Augen das Urbild aller weiblichen Vorzüge. Wie nimmt sie es auf, daß sie der kleinen Deutschen weichen muß?“

„Zolanthe steht meinem Herzen zu allernächst, denn wäre sie auch weniger klug und schön, so reicht doch nichts an ihre Begeisterung für das Vaterland und — Dich.“

„Also noch immer“, sagte Janos sinnend.

„Mehr als je! Und es ist zu hoffen, daß Dir

einmal die Augen aufgehen über ihren Werth und ihre Hingebung.“

Janos lachte kurz und abgebrochen vor sich hin. „Ich bin darüber nicht im Zweifel. Sie zieht zwar schlau die Krallen ein, wenn sie streichelt, aber ich kenne sie doch! Sie würde auch zu mir passen . . . Wild und falsch und verliebt wie eine Tigerkätz, ist sie mir sympathisch; ich hätte sie auch längst geheirathet, wenn sie es weniger wünschte . . .“

„Oder es Dir weniger zeigte“, vollendete Gisela. „Sie scheint also doch noch nicht falsch genug. Du dauerst mich, Janos, so zerfahren und zerklüftet ist Dein Gemüth!“

Der bittere Spott schwand vom Antlitz des Grafen. „Und selbst zum Letzten, was mir geblieben, zum Kampf für das Vaterland, braucht man Geld!“

„Heirathe Jolanthe — sie ist reich.“

„Muß ich ihr Mann sein, damit sie ihren Mammon auf dem Altar des Vaterlandes opfert? Wenn sie Ungarn über Alles liebt . . .“

„Mehr noch liebt sie Dich, so sehr, daß sie ihr Eigenthum fast mit Geiz bewacht und mehrt, weil sie weiß, daß Du arm bist.“

„Und wer sagt ihr, daß ich ihre Dukaten will?“ fuhr Graf Retlan auf. „Die Geschichte, wie sie ihre

Güter behielt, da alles Insurgenteneigenthum eingezogen wurde, ist noch dunkel! Auch liebe ich neben der Freiheit des Vaterlandes zu sehr die eigene!"

„Vor zwanzig Jahren, als es das Glück und Leben Deiner Schwester galt, dachtest Du anders, Janos!" sagte die Baronin mit sanftem Vorwurf.

Ketlan schien betroffen. Dann ließ er sich langsam und wie reuig neben dem Lager seiner Schwester auf ein Knie nieder.

„Bergib! Man glaubt ja stets, Ihr Weiber seid allein verdammt zum Dulden und Entsagen! Ich wäre jenes Opfers nicht fähig gewesen, das Du brachtest, Gisela. Kämpfen, sterben muß leichter sein als das! Heute wäre mir's gleichgültig, welches Weib sich durch ihr Gold den Namen einer Gräfin Ketlan erkauft und die Rächerarme Ungarns besoldet. Und lieber ist mir noch die wilde, falsche Base, die ihre Krallen zeigen wird, sobald es Zeit ist, als irgend ein treublickendes, vertrauensvolles Lämmchen, das mich dauert. Doch wie gesagt, ich weiß nicht, ob nicht Schmach am Golde unserer Base hängt, und dann ... vielleicht gelingt vorher ein anderer Plan."

Janos stand eine Weile sinnend, dann begann er wieder:

„Euer neuer Nachbar, Herr von Rixnagh, ist reich.

Er gibt jährlich dreißigtausend Gulden allein für sein Theater aus und an die Schauspielertruppe, die er hält. Er wurde bei Astód verwundet, und niemals hat er einen Oesterreicher bei sich empfangen, noch ein deutsches Wort gesprochen. Ist es nicht so?"

Die Baronin nickte.

"Jedenfalls sind Deine Nachrichten über Herrn von Rißnagh zutreffender als Dein Verdacht gegen Jolanthe. Für ihre Ehre stehe ich, doch auch für Herrn von Rißnagh's unheilbare Narrheit, die ihn taub und stumpf für alles Andere macht. Auch kennt er Dich dem Namen nach und liebt Dich nicht."

Janos lächelte.

"Dann soll er's lernen. Auf seine Puppenspiele setze ich meine Hoffnungen. Mit seinem Stolz und seiner Narrethei im Bunde muß ich siegen. — Kann Rißnagh morgen bei Euch essen?"

"Gewiß! Er ist Herrn von Lorin's bester Freund, seit dieser bei einer Vorstellung, zu der er geladen war, ganz außerordentlich freut schien durch eine komische Rolle, welche Rißnagh selber spielte. Ich will sofort einen reitenden Boten schicken, daß er morgen kommt."

"So sei es", sagte Janos und ließ sich nochmals auf sein Knie nieder, um die abgezehrte Hand der Schwester an die Lippen zu führen.

„Wohin willst Du?“ fragte Frau von Lorin befremdet. „Der Sturm fegt über die Haide und die Wege sind unergründlich.“

„Wo Dein Bote durchkommt, wird auch mein Schimmel Uestökös nicht stecken bleiben. Ich muß zu meinen Freunden, den Zigeunern. — Wie gefällt Dir mein neuer Bote?“

„Das weißhaarige Mädchen? Ein seltsames Naturspiel! Wie wir es verabredet, öffnete ich, nachdem der Nachtwächter eingeschlafen war, meine Thür, und obwohl ich wußte, daß Du mir ein Zeichen geben würdest, war ich doch erstaunt, als das freundliche Geschöpf zu mir herantrat. Sie ist schüchtern, zart und rasch wie eine Libelle und scheint Dir treu ergeben. Sie spricht von Dominus comes, als spräche sie von Gott. Ich glaube, man kann ihr vertrauen. Wo fandest Du sie?“

„Weit hinten in einem Bergdorf der Karpaten. Ich kam dazu, als das verthierte Bauernvolk sie und ihren Bruder steinigen wollte wegen Zauberei, weil sie angesichts der Menge Feuer verschluckt hatten und zu gleicher Zeit eine Kuh im Dorfe starb. Ich bezahlte die Kuh und brachte die beiden weißgeborenen Ponies zu meinen Zigeunern. Sie sind sehr anständig und behaupten mit einer etwas veralteten Logik, daß ihr Ge-

ben, das ich ihnen erhalten, nun auch mir gehöre. Ihre Zuneigung ist natürlich nicht geringer geworden, seit ich sie aus den Fängen Derböck's befreite, von dem mein Nefse Sandor sie zu seinem Zeitvertreib fast hätte zerreißen lassen."

"Ilka hat mir davon erzählt. Sandor ist ein Kind; es wäre besser gewesen, wenn er Dich damals nicht gesehen hätte. Herr von Lorin ist seitdem ängstlicher und misstrauischer als je."

Einige Minuten darauf sah Gertrud von ihrem Fenster Janos den Eisenschimmel Uestökös besteigen und wie eine Wetterwolke über die zum Sumpf gewordene Ebene dahinstürmen.

"Er ist fort!" seufzte das junge Mädchen erleichtert.

Elftes Kapitel.

Der Eisenschimmel Uestöfös (Komet) mußte Sehnen wie von Stahl besitzen, um seine Hufe immer wieder aus der Umklammerung des nassen Bodens zu lösen, in welchen sie bei jedem Sprung tief einsanken. Cascadengleich spritzte das flüssige Erdreich zu Roß und Reiter empor, welche fast ganz damit bedeckt waren; aber rücksichtslos stürmten sie vorwärts. Mit einer Art düsterer Freude hob Graf Ketlan das Haupt, daß ihm der Sturmwind, der über die Haide raste, den Regen schwer ins Gesicht schlug.

Ein großes Kreuz ragte einsam aus der verdichteten Atmosphäre, dann lenkte Uestöfös zur Seite vor einer ungeheuren Schafsheerde, welche dicht gedrängt in dumpfer, stummer Verzweiflung das Ende des Regenschauers erwartete. Unbeweglich saß auch der unter

seinem Schaffell und Schlapphut kaum sichtbare Hirt, und nur ein Hund mit borstigem Haar trippelte, als er des Reiters ansichtig wurde, unruhig und knurrend in seiner Pfütze.

Janos stürmte vorüber und weiter. Endlich mäßigte er den Lauf seines Thieres. Immer deutlicher tauchten Zelte und Wagen vor ihm auf; die Gestalten magerer Pferde, die mit Pfählen am Boden befestigt waren, wurden sichtbar. Halbverhungerte Bestien, welche die Mitte hielten zwischen Hund und Hyäne, umkreisten den Eisenschimmel Uestököz.

Endlich befand sich Janos inmitten der von Nässe fast erdrückten Zelte; aber Niemand ließ sich sehen. Nur die Hunde kläfften immer wüthender, und unter den Zelten und Wagen oder einem Haufen von Schaffellen und Lumpen ragte da und dort ein plumper Stiefel, ein nackter brauner Fuß oder ein schwarzhaariger Kopf hervor. Ueber halbverkohltem Holz starrten die gekreuzten Stäbe mit dem Kessel.

„Hollah, Lajos! Istvan! Hat Euch der Regen erfaßt?“ rief der Graf ungeduldig, indem er vom Pferde stieg und mit einem Fußtritte die Hunde nach allen Richtungen auseinander trieb.

Lajos und Istvan zeigten sich nicht, aber die Falten des größten der Zelte thaten sich auseinander und

das Antlitz der Elfe von Lorin ward sichtbar. Mit unsicherem Blicke sah sie sich um, dann schien sie trotz ihrer schwachen Sehkraft Uestökös und seinen Herrn erkannt zu haben, denn rasch kam sie näher, und während helles Roth über ihr liebliches Gesicht flutete, flüsterte sie:

„Ich hörte Deine Stimme, Herr, was begehrt Du?“

Der höhnisch finstere Ausdruck in dem Gesichte des Grafen wurde milder. Sanft strich er dem jungen Mädchen über das dicke weiße Haar.

„Geh' in Dein Zelt, Aranka, die Kälte könnte Dir schaden“, sagte er freundlich; „später werde ich zu Euch kommen.“

„Laß mich Dein Pferd halten, Herr!“ bestand Aranka, deren zarter Körper in dem abgetragenen Gauflergewand vor Kälte bebte, und sie griff mit unsicherer Hand nach dem Zügel.

„Laß das, Aranka“, bat Janos wieder. „Uestökös würde Dich an dem Zügel weit hinaus in die Haide schleifen und ich fände Dich nicht, wenn ich in Euer Zelt käme. Sei gehorsam und erwarte mich dort.“

Traurig, aber, wie es schien, von seinen Gründen überzeugt, ging Aranka zurück in ihr Zelt, und wieder erhob der Graf seine Stimme:

„Hunde von Zigeunern! Die Comitatzhusaren sind über Euch!“

Und zugleich wickelte der Graf die Hezpeitsche auseinander, die bisher unbenutzt am Sattelsknopf gehangen hatte, und laut tönte ihr Knall durch das Lager.

Da wurde es in den Zelten und unter den Wagen lebendig; überall erschienen Gestalten mit braunen Gesichtern und in die abenteuerlichsten Kleidungsstücke gehüllt, um sich gegen Nässe und Kälte zu schützen. Eine zwergartige weibliche Gestalt mit unverhältnißmäßig kurzem Leib und affenartig langen Armen und Füßen, welche ein Stück rothgelben Vorhangs um die Schultern geworfen und den braunen Hals und die langen, fettigen Haare mit bunten Glasperlen verziert hatte, nahte mit koketten Geberden und Blicken, daß Janos sich angewidert abwandte.

Kinder kreischten, Hunde bellten und vor ihm, unter einem der mit Leinwand überspannten Wagen kroch ein etwa vierzigjähriger Geselle hervor, vor dem das ganze aufgeregte Gefindel ringsum wie vor seinem angestammten Herrscher scheu zurückwich. Der Mann hatte, wie alle übrigen, schwarzes fettiges Haar, das bis auf die Schultern herabhing, und nimmermüde schwarze Augen, welche sich einen Augenblick scheu und entsetzt umsahen, beim Anblick des Grafen aber mit

dem demüthigsten Ausdruck, der ihnen zu Gebote stand, sich zur Erde senkten. Er hatte vollere Wangen und bessere Kleidung als die meisten seiner Genossen; aber dessenungeachtet beschrieb sein Rücken eine fast unmögliche Krümmung, als er sich Janos näherte.

„Da bist Du ja endlich, Lajos!“ sagte der Graf verdrießlich. „Ihr seid so viel geprügelt worden, daß Ihr nur noch auf den Ton der Peitsche hört.“

„Es regnet, Herr“, antwortete Lajos, der unter den Tropfen zusammenschauerte, die ihm in das von einer breiten Nase und einem struppigen Schnurrbart verunzierte Gesicht schlugen. „Es regnet, Herr“, wiederholte er, indem er den Kopf nach einer Seite senkte, als wolle er ihn an einem unsichtbaren Gegenstande reiben, „und wenn es regnet, Herr, ist Lajos und sein ganzes Volk krank und will sterben! Hu! Wir brauchen die Sonne, um zu leben, Herr!“

„Laß das Geschwätz und warte mit dem Sterben, bis man Dich todtschlägt“, antwortete Janos. „Wart ihr in Debreczin?“

Das rothe Gesicht des Zigeuners verfärbte sich und seine Augen öffneten sich weit vor Entsetzen.

„O Herr, da wär' es uns fast schlimm ergangen! Wie wir den Gödöllömarsch spielten, gaben uns die Bauern rothen Wein und Silbergulden, und dann

kamen die Soldaten und wollten uns alle todt schlagen! Und da mußten wir den süßen Wein und die blanken Silbergulden zurücklassen und fliehen, und dabei habe ich meine Geige zerbrochen, meine arme, schöne, süße Geige, meinen Liebling, der mit mir weinte und lachte und auf der schon mein Vater spielte, bis ihn die Kroaten aufhängten, weil sie ihn für einen Spion hielten, den armen redlichen Mann!"

Und Lajos vergaß die eigenen Schläge, die er von den Soldaten empfangen, und weinte um den gehängten Vater.

Janos sah zu Boden und lächelte.

„Das geht prächtig!“ sagte er dann. „Morgen werdet Ihr in Lorin spielen.“

Lajos, voller Schrecken, den nassen Boden und seine sammtnen Kleider nicht achtend, fiel auf die Kniee.

„Domine, Domine!“ sagte er, trostlos den Kopf schüttelnd, „Lorin steckt voller Soldaten und die schlagen uns wirklich todt!“

„Dann ersparen sie Andern die unsaubere Arbeit. Was hast Du?“

„Furcht, Herr! Ich will lieber noch zwei Monate hier im Regen liegen, als in Lorin den Gödöllömarsch spielen lassen!“

Dann bleib'!“

Graf Ketlan machte Miene, sein Pferd wieder zu besteigen. Lajos hielt ihn am Saum seines Rockes fest.

„Unsere Vorräthe sind zu Ende, Domine, Deine braunen Kinder hungern!“

Janos, die Hand schon am Sattelsknopf, wendete halb den Kopf und sah Lajos durchdringend an.

„Dann sind drei Viertel von dem Gelde, das ich Dir vor wenig Wochen gegeben, in Deine Tasche gewandert! Doch es ist ja gleichgültig, ob Deine Leute früher oder später anfangen zu hungern. Ich ziehe meine Hand von Euch!“

Janos hatte die letzten Worte lauter gesprochen. Jammernd, mit theatralischen Geberden umdrängten ihn die Zigeuner. Lajos faßte den Fuß des Grafen, den dieser schon in den Steigbügel gehoben hatte, und hielt ihn fest. Die kokette Zwergin nahm die Gelegenheit wahr, sich seines andern Stiefels zu bemächtigen. Ein paar Weiber hielten ihre schreienden Säuglinge empor.

„Was verlangst Du, Domine?“ stöhnte Lajos zerknirsch.

„Nichts!“ antwortete Ketlan mit einem Versuche, sich zu befreien.

„Wir wollen in Lorin spielen“, schrie Lajos mit

dem Muth der Verzweiflung, „und uns von den Ulanen auf ihre langen Lanzen spießen lassen, wenn Du es verlangst, Herr!“

Janos zog langsam seinen Fuß aus dem Steigbügel zurück.

„Kommt' in das Zelt der Albinos. Ich werde Dir Geld geben, von dem Du aber nur die Hälfte zu stehlen brauchst. Halte mein Pferd, Istvan!“ wandte der Graf sich an einen langen braunen Burschen, der sich zu ihnen gesellt hatte.

Im Gegensatz zu seinem Bruder Lajos, an dem alle Linien rund und stumpf aussahen, war in der Zeichnung von Istvan's Körper die langgezogene melancholische Curve vorherrschend, von den schwarzen Haarsträhnen und der gebogenen Nase an bis zu den langen, an den Knien nach auswärts gebogenen Beinen. Er war wie Lajos in groben schwarzen Sammt gekleidet, jedoch hatte Istvan die Romantik seines Auftretens noch durch unzählige erhabene Messingknöpfe und ein Paar Reiterstiefel mit groben gelben Sporen zu erhöhen gesucht.

Istvan schien sehr ungehalten darüber, zum Pferdehalten commandirt zu werden, während sein Bruder Geld in Empfang nehmen sollte, und war eben im Begriff, Uestökös einem halbnackten braunen Jungen

zu überlassen, der, seine schwarzen Augen hin und her rollend und die schneeweißen Zähne fletschend, daneben stand, und seinem Bruder zu folgen, als Lajos sich umwandte und sehr laut und zornig rief:

„Du sollst das Pferd des Dominus comes halten, Du schlechter Kerl! Hast nichts 'rum zu spioniren, wenn Dominus comes und Lajos abrechnen! Willst mir wohl wieder zwei Gulden stehlen, wie heut' Nacht . . .“

Von dem Rest der im Zigeunerjargon gehaltenen Rede verstand Janos nur so viel, daß Lajos seinem Bruder die Todesart ihres gemeinsamen Erzeugers auf nicht eben zarte Art vorwarf und ihm die Anwartschaft auf ein ähnliches Schicksal zuerkannte, wenn er sich in der Nähe des Zeltes blicken lasse.

Istvan's Gewissen schien nicht ganz frei von jedem Vorwurf zu sein; denn trotz der aufregenden Geberden der glutäugigen, in eine rothe Bettdecke und einen grünen Rock gehüllten Megäre, die seine Frau war, schlich er mit gekrümmtem Rücken zurück, um den Zügel des Eisenschimmels zu übernehmen, den einige andere halbwüchfige Burschen mit einer langen Weidenruthe reizten, daß das Thier mit aller Macht ausschlug. Während Istvan ein am Boden liegendes Holzseil nach den Jungen warf, daß sie heulend entflohen,

waren der Graf und Lajos gebückt unter das niedere Zelt getreten, wo Aranka und ihr Bruder wohnten. Dasselbe war ringsum mit Schutzgräben gegen das Wasser versehen, von fester getheerter Leinwand und mit einem gewissen phantastischen Prunk ausgestattet. Strohmatte bedeckten den Boden, glänzende Theaterwaffen die Wände, die umherliegenden Kleider waren meist neu und, soweit ihr Zweck es erlaubte, geschmackvoll.

Das Alles bewies, daß das Tänzer- und Gauklerpaar Pal und Aranka bei seinem herumziehenden Leben mehr verdiente, als es zu seinem Unterhalt brauchte.

Als Janos eintrat, verließ Aranka mit ihrer scheuen Grazie die Seite ihres Bruders und führte den Grafen zu einem Sitz aus blendendweißen Schaffellen, welcher, so hoch es der Raum erlaubte, thronartig erhöht war. Als Janos sich dort niedergelassen hatte, setzte sich Aranka, nach türkischer Art die Füße kreuzend, auf den Boden neben ihn. Janos bemerkte, daß sie sich in ihrer bunten Weise sehr prächtig angezogen hatte. Ein türkisches Gewand aus hellblauer Seide umhüllte die zarten Glieder und ein mit großen Schnüren von Glasperlen umwickelter blauer Turban lag auf den seideweichen schimmernden Haaren. Aranka schien sich in der Vorstellung zu gefallen, daß Janos ein großer

Herrscher und sie seine erste Sklavin sei. Mit tiefem Ernst und unermüdlicher Aufmerksamkeit sah sie zu ihm empor in dem dämmernden Raum. Eine ähnliche Haltung beobachtete ihr Bruder Pal, welcher, ein stummer, aufmerksamer Zuschauer, in der entferntesten Ecke saß.

Es lag in der orientalischen Unterwürfigkeit der beiden Geschwister trotz ihrer Kleidung und Umgebung dennoch nichts Theatralisches und der keusche und kindliche Ernst derselben wurde nur gestört durch Lajos und die schwarzäugige Zwergerin, welche sich hinter ihm in den Eingang gedrängt hatte, aber vor einer gebieterischen Handbewegung des Grafen unter fortwährendem Kofettiren sich zurückzog.

Die Geschäfte mit dem Haupt der Zigeunerbande waren bald geordnet. Lajos nahm ungezählt und mit schlecht verhehlter Gier die Banknoten, welche der Graf ihm reichte. Vor dem Zelte schienen sich inzwischen die Bewohner des ganzen Lagers versammelt zu haben und auf Lajos' Rückkehr zu warten. Was von dem wirren Durcheinander der Stimmen hereindrang, lautete nicht eben schmeichelhaft für Lajos. Derselbe schien mit der Civilisation bereits vielfach in Berührung gekommen zu sein und die unter seinen Stammesgenossen herrschende Gütergemeinschaft dahin auszulegen, daß er

möglichst viel von ihrem gemeinsamen Verdienst in seiner Tasche vereinigte.

Der Graf hatte Einiges verstanden von den Vorwürfen, die offenbar für sein Ohr bestimmt von außen hereinklangen. Sein Blick haftete streng auf der gekrümmten Gestalt des Musikmeisters.

„Deine Leute beklagen sich, daß Du sie darben läßt.“

Lajos verbarg hastig die Banknoten, als könnten sie ihm wieder genommen werden, und eiferte:

„Immer Branntwein und Speck wollen sie haben, die nichtsnutzigen Thiere! Und wenn sie Branntwein haben, schlafen sie und wollen nicht spielen und probiren den Villagosmarsch und den Honved-Gsardas. Und wenn Dominus comes befiehlt zu spielen Gödöllö, sind sie dumm wie Büffel.“

Janos fühlte, daß sich gegen dies Argument von seiner Seite nichts einwenden ließ; er winkte mit der Hand und Lajos froh mit allen Geberden der Demuth vor das Zelt. Dort richtete er sich auf und sein rohes Gesicht erhielt einen Ausdruck von Wuth, der es wahrhaft schrecklich machte; blitzschnell brachte seine Rechte eine Art kurzer Peitsche zum Vorschein, welche bisher in den Tiefen seiner Pluderhose verborgen gewesen war, und zischend fuhr sie einem der vordersten Schreier über den schwarzen Kopf.

„Da hast Speck! Da hast Branntwein!“ fuhr Lajos in lieblicher Abwechslung fort, indem er nach rechts und links seine Hiebe austheilte, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters. Kreischend stäubte Alles auseinander und Lajos ließ ermüdet den Arm sinken. Die Unzufriedenheit war verstummt; demüthig drängten sich die Geprügelten wieder um ihn.

„Wenn Ihr gut spielt heut', so kriegt's Speck und Branntwein“, erklärte Lajos mit huldvoller Herrscher-miene; „und mit den Speckschwarten schmiert's die Haar, daß Ihr sauber ausschaut, wenn wir morgen in Lorin spielen. Marsch! und holt's die Instrumenten!“

Jubelnd drängte die Menge auseinander. Die Peitsche auf dem Rücken bergend, ging Lajos auf seinen Bruder Istvan zu. Dieser mochte fühlen, daß Lajos nichts Gutes gegen ihn im Schilde führe, und flüchtete sich, Uestököz seinem Schicksale überlassend, unter den Schutz seiner rothgrünen Gattin. Mit Mühe gelang es Lajos, die Zügel des Eisenschimmels zu erfassen, welcher mit schnaubenden Rüstern und hoherhobenem Schweif aus dem Lager trabte.

Graf Ketlan hatte in dem Halbdunkel des Zeltes schweigend eine Weile den Tönen gelauscht, die von außen hereindrangen. Aufmerksam, mit dem Ausdruck

einer unwandelbaren Treue, betrachtete ihn Aranka. Endlich richtete Janos die Blicke auf sie. Aranka's Augen schienen zu schwach, diesen Blick auszuhalten; ihre Wimpern zuckten unruhig und sie neigte das Gesicht.

„Aranka“, sagte der Graf und legte seine Hand auf ihre Schulter, die unter der leichten Berührung bebte, „Du hast mir einmal gesagt, daß Dein Leben mir gehöre!“

„Wir beide, ich und mein Bruder, gehören Dir“, flüsterte Aranka.

„Und wenn ich Euch nicht behalten könnte“, fuhr Janos unsicher fort, „wenn ich Euch bitten würde, bei einem mächtigen und guten Herrn in seinem großen Schloß zu wohnen und ihm Eure Künste zu zeigen, wenn er es befiehlt — würdet Ihr es thun?“

Selbst in dem Halbdunkel des Zeltes bemerkte Janos, daß alle Farbe aus Aranka's zarten Wangen gewichen war.

„Was haben wir Dir gethan, Herr, daß Du uns nicht mehr willst?“ klagte sie mit tiefer Trauer, aber ohne jede Spur von Leidenschaftlichkeit, die ihrem Wesen fremd schien.

„Nichts, Aranka“, versicherte Janos, „ich habe Euch sehr lieb. Aber ich würde Euch noch lieber haben,

wenn Ihr dem gütigen Herrn gehorchtet, dem ich Euch schenken will."

"Wir werden ihm gehorchen, Dominus comes", sagte Aranka mit klarer, leiser Stimme.

Rosend wie bei einem Kinde strich Janos über die Wangen Aranka's, welche regunglos eine Berührung hinnahm, die ihr wohlzuthun schien.

Dann, wie über sich selbst erschreckend, sprang Janos auf und seine Stimme klang Aranka's Ohren fremd und rauh:

"Lebt den Honved-Gsardas, den Ihr morgen im Schloß von Lorin vor Eurem neuen Herrn tanzen werdet!"

Dann trat er rasch und ohne Gruß ins Freie. Lajos hielt Uestökös am Zügel, der immer unruhiger wurde bei den seltsamen Tönen, die aus den Zelten hervorkamen und die von dem Stimmen der verschiedenen Instrumente herrührten.

Janos schwang sich rasch in den Sattel des feurigen Thieres.

"Lajos", sagte er dann leise und mit einem Blick, unter dem sich der Rücken des Zigeuners noch krummer bog, "Du stehst mir mit Deinem Leben für Pal und Aranka!"

„Ich werde sie hüten wie meine Kinder“, versicherte Lajos eifrig.

„Das ist nicht viel; denn Deine Kinder ertränkst Du in dem nächsten Sumpf, wenn sie Dir lästig sind. Hüte sie lieber wie Dein Geld! Denn wenn ihnen ein Leid widerfähre, wären Ungarns Steppen und Wälder nicht groß genug, Dich vor mir zu verbergen.“

„Ich werde sie hüten wie mein Geld“, stotterte Lajos, der erdfahl geworden war vor dem drohenden Gesicht des Grafen.

Zwölftes Kapitel.

Rittmeister Adolf von Werdenau saß allein in dem ärmlich ausgestatteten Bauernzimmer, welches er für einen sehr hohen Preis dem Schenkjuden abgemiethet hatte. Wenn je die Bezeichnung „glänzendes Glend“ mit Bezugnahme auf den Offiziersstand eintraf, so war es hier, wo blitzende Waffen, reich verschnürte Uniformen an hölzernen Stühlen und unverkleideten Lehmwänden hingen. Von den drei Stühlen selbst wurden zwei an jedem Festtage für die Schenke requirirt, und wenn die Kameraden zu Werdenau kamen, mußten sie auf Bett und Tisch Unterkunft suchen. Der Rittmeister las kopfschüttelnd in einem Schreiben mit großem Siegel und verschnörkeltem lithographirtem Kopf, welches amtlichen Ursprungs schien und ihm vor einer Viertelstunde

vom Regiment zugekommen war. Es schien nichts Angenehmes zu enthalten, denn die Gesichtsfarbe Werdenau's war lebhafter als gewöhnlich, die blauen Adern an seiner Stirn schwellen an und endlich schob seine fest geschlossene Hand das Papier heftig hinweg.

„Es ist erbärmlich“, murmelte er und seine weißen Zähne blickten unter dem blonden Schnurrbart hervor. „Statt frischweg eine Untersuchung einzuleiten und den Belagerungszustand zu erklären und mit einem heilsamen Schrecken den glimmenden Funken zu ersticken, wieder diese Halbheit und Schwäche, dieses kraft- und lastlose Zaudern, bis ihnen die Flamme hell über dem Kopfe zusammenschlägt und es nicht mehr ein paar hochfahrende Magnaten einzustecken, sondern Tausende von braven deutschen Soldaten zu opfern gilt. Und diese Zumuthung an einen Offizier und Edelmann, solchen Befehl geheim zu halten, die bisherigen gesellschaftlichen Beziehungen zu pflegen und wachsamem Auges jede Bewegung in dem betreffenden Landestheil zu überwachen und sofort darüber zu berichten, dabei aber es sorgfältig zu vermeiden, die Bevölkerung zu reizen und zur Widersegllichkeit herauszufordern. Das heißt mit andern Worten: Ihr habt Euch vor denen zu bücken, welche Euch verachten und verhöhnen, Ihr habt ihre Gastfreundschaft zu suchen, um sie zu be-

lauschen, und müßt es ruhig einstecken, wenn Ihr moralisch geohrfeigt werdet!"

Der Rittmeister schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Orden an seiner Uniform zitterten und das große Siegel des amtlichen Schreibens zerbröckelte.

„Das ist eine erhabene Aufgabe für Soldaten, deren Blut noch in jedem Jahrzehnt den festen Kitt für das morsche Staatsgebäude abgegeben. Spion und Verräther! Eine hübsche Beförderung für Solferino und Magenta!"

Der Rittmeister stand auf und ging heftig in dem engen Raum auf und ab.

„Mit dem Besuch bei meinem armen kranken Bruder ist es für jetzt vorbei! Armer Leopold! So jung und schon reif zum Sterben! Wenn ich noch einmal in Dein treues Auge schauen, noch einmal Deine früh verwelkte Hand drücken könnte, würde ich gern für immer diesen bunten Rock ausziehen, der mir nun plötzlich wie ein Kleid der Schmach erscheint. Aber es wäre Thorheit, zu glauben, daß jetzt ein Urlaubs- oder Entlassungsgesuch angenommen würde, auch wenn man es übers Herz brächte, den drohenden Ereignissen aus dem Wege zu gehen. Sonderbar, man stellt die höchsten Anforderungen an unsern Muth

und unsere Ehre in demselben Augenblick, da man uns zu Spionen und Heuchlern degradirt! Und doch verdiente dieses würdelose System, daß ein Mann, den sie selbst ausgezeichnet, ihnen mit offener Stirn bekannte: Ich gebe mich zu dem Schergendienste nicht her, den Ihr mir aufbürdet, und habe nichts mehr gemein mit Euch! Sie könnten mir den Proceß machen, mich bestrafen, aber sie müßten mich ziehen lassen — und ich wäre frei!”

Frei! Es war ein schmerzhafter Stich, den der Rittmeister bei diesem Worte fühlte. War er frei, zu gehen, wenn Gertrud hier blieb, das schöne, fluge, stolze Wesen, das in der Brust des ernstesten Mannes plötzlich wieder alle Gefühle einer schwärmerischen Jugend auferweckt? War er frei, seit er sich selbst versprochen, über der Vereinsamten zu wachen, in einer Umgebung, von der er fühlte, daß sie ihrem reinen, keuschen Wesen feindlich sei, ihr zu rathen, wo sie seinen Rath verlangte, sie zu schützen, wenn sie seines Schutzes bedurfte?

Die militärischen Vorgesetzten Werdenau's ahnten nicht, welchem Umstande sie es verdankten, daß ihnen nicht in dieser drohenden Zeit, da man einem Aufstand in Ungarn stündlich entgegensah, einer ihrer ehren-

werthesten und tüchtigsten Offiziere seinen Säbel vor die Füße legte.

Aus dem Laden gegenüber, welcher durch das geschwärzte Wappen über der Thür und einige Bund Cigarren am Fenster sich als „kaiserlich-königliches Tabaksbureau“ auswies, trat eben Serravaglia, von der geschminkten schwarzäugigen und mit falschem Gold überladenen Trafikantin lachend unter die Thür begleitet.

Der Lieutenant ging, dem Mädchen einigemal vertraulich zunicke, über die Straße in der Richtung von Werdenau's Wohnung.

Der Rittmeister steckte das amtliche Schreiben zu sich, denn es war ihm auch die Geheimhaltung dieser Instructionen seinen Untergebenen gegenüber befohlen. Als er eintrat, hatte der Lieutenant bereits wieder jene Miene zur Verfügung, welche die Kameraden sein Ritter Toggenburg-Gesicht nannten. Gebrochen sank er auf einen der hölzernen Sessel, an dessen Lehne eine Uniform Werdenau's melancholisch die Arme herabhängen ließ.

„Wir werden heute nicht im Schloß sein“, sagte er düster.

„Ich vermuthe es“, entgegnete Werdenau, anscheinend gleichgültiger, als er wirklich war. „Wie ich

höre, hat die Baronin nationale Gesellschaft heute, ihren Bruder, Graf Ketlan, und trotz der schlechten Wege und der weiten Entfernung ist auch Herr von Rißnagh vorhin mit vier prächtigen Braunen hier vorüber ins Schloß gefahren. Er sah aus wie Ludwig XIV., als sein Profil sich einen Augenblick an den Lehmwänden gegenüber abzeichnete."

Serravaglia wurde unruhig.

"Diese Sitte, uns stets durch einen galonirten Diener noch besonders ins Schloß befehlen zu lassen, trotzdem wir fast jeden Abend dort verkehren, ist für Frau von Lorin sehr bequem", sagte er empfindlich. "Man braucht einfach den Diener nicht zu schicken, wenn man uns fern zu halten wünscht."

"Dein Scharfblick in dieser Angelegenheit überrascht mich", versetzte Werdenau achselzuckend. "Ein Fingerzeig für unser Selbstgefühl, auch manchmal nicht ins Schloß zu kommen, wenn man uns wirklich oder nur zum Schein dort zu sehen wünscht."

"Du hast leicht reden, Rittmeister", klagte der Lieutenant mit tieftragischem Ton, aber ich kann nicht mehr leben, ohne sie zu sehen."

"Die Trafikantin?"

Serravaglia gerieth etwas außer Fassung; aber sogleich begann er wieder:

„Du weißt gar nicht, wie einem zu Muth ist, der unglücklich liebt! Man stürzt sich von einem Extrem ins andere! Man möchte sich in einem Augenblick tödten . . .“

„Dazu scheinen mir die Trabucos der Trafikantin allerdings ein geeignetes Mittel“, spottete Werdenau wieder, obwohl er niemals weniger zu Scherzen aufgelegt gewesen war wie heute. Aber die unwürdige Rolle, die sein Freund, den er von Herzen liebte, im Hause Lorin spielte, war ihm längst nahe gegangen und er suchte ihn dadurch zu heilen, indem er ihn auf die Widersprüche seines Wesens aufmerksam machte. Aber Serravaglia blieb ernst.

„Du weißt sehr gut, daß ich von Ilka spreche!“

„Also ist diese von Einsamkeit und Langweile geborene Laune noch nicht vergessen?“ fragte Werdenau mit gutgemeinter Verstellung.

Serravaglia sprang auf, faßte den Arm des Freundes und sagte leise:

„Diese Laune wird erst mit meinem Leben enden.“

Ein Achselzucken Werdenau's bewies, daß er dieser hartnäckigen Thorheit gegenüber im Augenblick keinen Einwurf mehr finde. Auch traten die übrigen Gedanken, die ihn beschäftigten, allmählig wieder in den Vordergrund. Serravaglia ging indessen heftig erregt im

Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er wieder vor dem Rittmeister stehen.

„Ilka soll verkauft werden. Herr von Rixnaghy ist ein alter Junggeselle und kommt nur ihretwegen.“

„Bah! Rixnaghy ist ein halbnärrischer Greis, der nur für seine Spielereien Sinn hat. Auch halte ich die Baronin bei all ihrer Verkehrtheit einer solchen Schlechtigkeit nicht für fähig.“

Serravaglia lächelte bitter, dann sagte er bedeutungsvoll:

„Herr von Rixnaghy gilt für den reichsten Edelmann Ungarns und für einen Todfeind Oesterreichs, so zurückgezogen er auch lebt. Die Gesinnungen der Baronin kennst Du selber und Graf Ketlan ist ihr Bruder.“

Zum ersten Male seit dem Beginne des Gesprächs blieb Werdenau ernst. Serravaglia schien auch des Rittmeisters unausgesprochene Gedanken beantwortet zu haben. Dann fragte er sinnend:

„Und wenn es so wäre, wie wolltest Du es verhindern?“

Serravaglia sah den Freund ruhig an und sagte einfach:

„Ich würde Ungarn um seinen reichsten Mann ärmer machen.“

„Du hast kein Recht, einem andern Bewerber entgegenzutreten, da Du selbst nicht um Fräulein von Lorin werben kannst.“

„Ich unterzeichne den Revers des Ordens nicht.“

„Das macht Dich im Hause Lorin unmöglich, aber nicht zu Ilka's Mann.“

„Das wird sich zeigen“, sagte der Lieutenant dumpf; „ich halte Ilka im entscheidenden Augenblick jedes Opfers für fähig.“

„Ich nicht, mein armer Freund!“

„Nun dann“, stieß der Malteser verzweiflungsvoll hervor und nahm erregt seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf, „dann soll sie wenigstens nicht an der Seite eines alten halbverrückten Sonderlings ihr junges Leben vertrauern. Eine deutsche Kugel, sagt man, sei ihm schon einmal bei Villagos, dem Herzen nahe genug, durch die Brust gegangen — eine deutsche Kugel soll Ilka befreien, und wenn sie sich selbst verkaufte!“

„Still“, sagte der Rittmeister plötzlich, der die letzten Worte nicht zu hören, sondern auf Geräusche zu horchen schien, die aus der dunkler werdenden Dorfstraße zu ihnen hereindrangen, „hörst Du nichts?“

„Eine Zigeunermusik scheint vor dem Schloß zu spielen“, meinte Serravaglia gleichgültig.

„Kennst Du die Weise?“ fuhr der Rittmeister fort
und faßte seinen Untergebenen am Arm.

„Bekannt kommt sie mir vor —“

„Sie spielen den Gödöllömarsch, das
Sturmlied der Rebellion!“

Dreizehntes Kapitel.

Auch Gertrud nahm an dem Mahle Theil, zu welchem Herr von Rißnagh geladen war. Ohne sie in aller Form zu verlegen, wäre es ohnehin nicht möglich gewesen, sie auszuschließen. Zudem hatte Janos ihre Gegenwart ausdrücklich gewünscht und seine Schwester gebeten, das deutsche Wunder, wie er sich ausdrückte, an seine Seite zu setzen. Er sei neugierig, das blonde Räthsel zu ergründen; vielleicht werde auch Jolanthe durch die Eifersucht verleitet, ihre Krallen zu zeigen.

So wenig die Baronin bei dem Hasse ihres Bruders gegen die Deutschen für dessen Herz fürchtete, so wäre es ihr doch wie ein Verrath an Jolanthen erschienen, wenn sie diese nicht an seine andere Seite gesetzt hätte. Janos gegenüber saß zwischen Ilka und

der Frau vom Hause Herr von Rijnagh. Derselbe trug die damals übliche Kleidung der ungarischen Edelleute, den schwarzen Schnürrock mit engen Beinkleidern und hohen Stiefeln und die schwarze, mit einer dichtgedrängten Reihe runder Knöpfe geschlossene Weste. Doch schien ihm die Ähnlichkeit, welche sein Gesicht unbestreitbar mit dem thatkräftigsten Herrscher aus dem Hause Bourbon trug, sehr wohl bekannt, und er hatte seinen Anzug im Geschmack jener Zeit vervollständigt. Jede seiner mageren, gelben, merkwürdig kleinen Hände bewegte sich in einem Kranze feingefalteten Batists, Spitzenjabots ragten neben den Knöpfen der Weste hervor und statt des üblichen gesteiften Kragens umschloß den langen Hals ein an den Enden reichgesticktes Tuch. Ein seltener Edelstein von großem Werthe, wie er in den Bergwerken Galiziens dann und wann gefunden wird, blitzte an seinem kleinen Finger. Die tiefschwarz gefärbten Bart- und Haupthaare und eine Zartheit des Teints, wie sie nur die feinste Pariser Schminke herzustellen vermag, gaben den welken Zügen des alten Edelmanns etwas von dem unheimlichen Aussehen einer geschminkten Leiche, ein Eindruck, welcher durch die zierlichen Bewegungen der skelettartigen Gestalt nur wenig beeinträchtigt ward.

Es war zum ersten Male, seit die Baronin aus

den österreichischen Gefängnissen in ihr Schloß zurückgekehrt war, daß sie an der Familientafel Theil nahm. Sie hatte es auf den Wunsch ihres Bruders über sich gewonnen, ihre halbliegende Stellung so weit zu beschränken, daß sie in einem bequemen Rollstuhl neben ihrem Gaste Platz finden konnte, ohne die gewöhnliche Tischordnung allzu sehr zu stören. Aber die zuckende Heftigkeit ihrer Bewegungen und ihre zuweilen fest aufeinander gepreßten Lippen bewiesen deutlich, daß sie sich ein Opfer aufgelegt hatte, dem sie kaum gewachsen war. Dieses Opfer wurde noch erhöht durch die beengende Nationaltracht, in welche die Baronin gekleidet war. Eine kleine runde Haube aus Goldbrocat mit einer riesigen violetten Bandschleife bedeckte einen Theil ihres üppigen Haares; eng umschloß ein Mieder aus schwarzem Sammt die gebrochene, aber noch immer nicht reizlose Gestalt. Es ward vorn zusammengehalten von einem Bande in den ungarischen Farben — grün, weiß, roth — und seltene Goldmünzen dienten statt der Knöpfe. Eine breite weiße Batistschürze, oben am Bund in feine Falten schmal zusammengezogen, erweiterte sich nach unten und verhüllte das kostbare Kleid aus schwerer violetter Seide. Auf ähnliche Weise in ein gelbes Moirékleid mit weißem Sammtmieder gekleidet war Jolanthe; sie hatte den unverhüll-

ten Schmuck ihrer reichen rabenschwarzen Haare der Goldhaube vorgezogen.

Thaufrißch und lieblich erschien Ilka in ihrem Nieder von rosenrothem Atlas mit silbernen Schnüren und Knöpfen und der durchsichtigen Tüllschürze auf dem rosigen Seidenkleide. Ihre patriotische Gesinnung bewies eine dreifarbigte Schleife, deren Silberfransen sich in ihrem seidenweichen dunklen Haar verloren.

Am obern Ende der Tafel saß der auf allen gesellschaftlichen Sätteln des Hauses Lorin gerechte serbische Major Durra neben der Großmama und ihrem Bologneser. Großmama hatte das tief ausgeschnittene Seidenkleid und die bänderreiche Pariser Haube jeder andern Toilette vorgezogen, und die kümmerlichen Ordensbändchen des Majors prangten infolge eines Winks der Baronin an einem schwarzen Leibrock, dessen Schnitt mit der blauweißen Husarenuniform um die Anciennetät streiten konnte. Majorin Durra war von dem Grundherrn und Sandor in die Mitte genommen worden und wußte, da sie keine Kleiderfalten glatt zu streichen hatte, offenbar nicht, was sie mit ihren weißgebeizten Fingern anfangen sollte. Sandor, der ihre Schwächen kannte, erschwerte ihr die ohnehin mit Bleigewicht auf ihr lastende Verantwortlichkeit, der Etikette gemäß zu essen, noch dadurch, daß er ihr

immer wieder ein dazu unbedingt nöthiges Geräth unbemerkt wegnahm und, wenn sie einem der servirenden Diener ihr Unglück zugeflüstert hatte, sie wieder ebenso unbemerkt mit einem Ueberfluß von Messern oder Gabeln versah.

Allmählig jedoch überließ Sandor die Majorin ihren überzähligen Bestecken und ihrer Verlegenheit und beobachtete mit fast feindseligen Blicken seinen Onkel, welcher, da Herr von Risnagh in ein eifriges Gespräch mit Ilka verwickelt war, sich in einer gewissen nachlässig sarkastischen Weise mit Gertrud beschäftigte.

Mit fast sflavischer Hingebung und als habe sie für die Bedürfnisse eines Herrschers zu sorgen, suchte Jolanthe indeß den Dienstleistungen der servirenden Diener gegen den Grafen zuvorzukommen und sorgfältig schien sie ihre Blicke zu überwachen, wenn einer unter den halbgesenkten Wimpern hervor glühend des Geliebten Antlitz suchte. Janos schien das nicht zu bemerken. Scheinbar unbefangen, mit flüchtigem, conventionellem Dank nahm er die Aufmerksamkeit seiner Base entgegen und wendete sich dann wieder zu Gertrud, um mit jenem überlegenen Ton ein Gespräch weiter zu führen, das der jungen Deutschen bereits zur Qual geworden war.

Sie verstand nicht Alles, was ihr stolzer Nachbar

sagte; sie vermochte nicht, in jener Spanne Zeit, die ihr zur Antwort blieb, den tieferen Sinn der herrisch galanten Fragen zu ergründen, die er an sie stellte; aber es schien ihr, als ob er die Frauen, die er so gut zu kennen glaubte, verachte vom Grunde seiner Seele, und jede Antwort, die ihm Gertrud aus verwirrtem und geängstigtem Herzen gab, nahm er hin wie einen selbstverständlichen Versuch des Weibes, sich dem Manne im schönsten Licht zu zeigen. Und wenn Gertrud ihn mit erschreckten Kinderaugen ansah und schwieg, weil sie ihm nichts zu sagen wußte, oder auf ihren Teller starrte und flüsterte: „Das weiß ich nicht“; dann fühlte sie die dunklen Augen des schönen, finstern Angesichts an ihren Lidern haften, und ihre Seele suchte unter dem ungläubigen Lächeln und dem bedeutungsvollen Ton, mit dem der Graf erwiderte:

„Verzeihen Sie, ich hatte vergessen, daß Unwissenheit in manchen Dingen eine deutsche Mädchen-tugend ist.“

Gertrud hob das dunkelglühende Gesicht.

„Was Sie vergessen hatten, Herr Graf, habe ich nie gewußt. Ich habe Ihnen geantwortet, wie ich es in diesem Augenblick für wahr hielt.“

Nachlässig ließ der Graf die zarten Finger auf dem Tischtuch spielen.

„Ich weiß, ich weiß — auch Wahrheitsliebe ist ja ein specifisch deutscher Frauenvorzug.“

Gertrud's Antlitz wurde so bleich, wie es eben noch roth gewesen.

„Sie scheinen zu glauben, Herr Graf, eine der vorzüglichsten deutschen Fraueneigenschaften sei die Heuchelei!“

Der Mund des Grafen verlor sein Lächeln nicht, das alle Dämonen des Stolzes in Gertrud's Brust aus dem Schlummer weckte. Mit einer berechneten Sicherheit, welche Gertrud empörte, antwortete er nicht sogleich, sondern beschäftigte sich mit den Früchten, welche Jolanthe ihm mit einer Miene entsagenden Kummers und niedergeschlagenen Augen darreichte. Lange und scheinbar, ohne zu bemerken, wer sie ihm darreichte, wählte Graf Ketlan unter den Orangen, Feigen und Ananas und nahm schließlich einen Apfel.

„Der Prüfstein der Tugend im Paradies“, sagte Janos wie sinnend und als habe er das vorhergegangene Gespräch und Gertrud's Aufwallung vergessen, „der Preis der Schönheit bei den Olympiern — wir Epigonen essen ihn einfach. Wollen Sie mir diesen deutschen Apfel schälen, Fräulein von Nortwald?“

Die Fruchtschale in Jolanthens Hand zitterte merklich und Gertrud zögerte. Aber sie sah, daß die Ba-

ronin sie eben scharf beobachtete, und mochte die Schwester nicht verletzen, indem sie dem Bruder den unbedeutenden Dienst verweigerte. Auch klang in den Worten des Grafen etwas wie gutmüthige Neckerei und schelmische Abbitte.

Mit den Spitzen ihrer zarten Finger nahm Gertrud die dargebotene Frucht und begann sie ernst und gewissenhaft von ihrer Schale zu befreien. Sowohl die Baronin als ihr Bruder verstanden die schweigende Demonstration im Ernste und in den Bewegungen Gertrud's. Ueber die Züge der Baronin glitt ein billigendes Lächeln und des Grafen Mund erhielt wieder seinen hämischen Zug.

„Sie sind langsam“, sagte er kurz und spöttisch; „Ihre Ahnfrau Eva war rascher. In dieser Zeit hätte Eva den Apfel zweimal geschält.“

Ohne Erröthen, ohne Zorn, aber mit einer erdrückenden Ruhe legte Gertrud die halb von ihrer Schale befreite Frucht auf den Teller des Grafen. Sie hatte gefühlt, daß sie nicht anders handeln konnte.

Die Baronin wurde sehr unruhig auf ihrem Sitz. Ihre Befriedigung, daß Janos und Gertrud sich eher abstießen als anzogen, kämpfte mit der Eitelkeit der ihren Bruder vergötternden Schwester. Ihre Gefühle richteten sich jedoch ganz unzweideutig gegen Gertrud,

als Sandor, der den Vorgang ebenfalls beobachtet hatte, ein lautes Gelächter erschallen ließ.

Jolanthe hielt es an der Zeit, einen flammenden Blick der Entrüstung auf Gertrud zu schleudern, und wie einem übermächtigen Impuls gehorchend, nahm sie den Apfel an sich und legte ihn, von dem Rest seiner Hülle befreit, wieder auf den Teller des Grafen zurück.

Janos ließ den Dienst unbeachtet, und auf einen unmerklichen Wink trugen die aufwartenden Diener den Teller weg.

Mit der würdevollen Zierlichkeit jenes Zeitalters, dem sein großes Ebenbild den Namen gegeben, hatte Herr von Riknagh unterdeß gegen die jugendliche Ilka alle Pflichten eines vollendeten Cavaliers geübt. Jede seiner Bewegungen schien genau abgemessen und das Resultat eines langjährigen Studiums, ohne etwas Steifes an sich zu haben. Ohne den feinsten Anstand zu verletzen, kam sein Gespräch in den zierlichsten Wendungen immer wieder dahin zurück, Ilka eine Schmeichelei über ihre jugendlichen Reize zu sagen. Seltsam und selbst bizarr war Manches, was der alte Edelmann sagte; aber wie er immer wieder eine scheinbar unge suchte Gelegenheit fand, Ilka seine zarte Bewunderung auszudrücken, war unbedingt geistreich. Es schien, als ob der Edelmann seinen ganzen nicht gewöhnlichen

Verstand und ein vorzüglich in Geschichte, Literatur und Theater seines Landes gediegenes Wissen einem einzigen Zweck untergeordnet habe — der Pflege und Ausbildung einer veralteten geselligen Form.

Ilka's glühende Wangen und unruhig aufflackernde Augen bewiesen, daß ihr jugendliches Gemüth nicht unempfindlich war für diese Art von Unterhaltung, welche betäubend gleich süßen Wohlgerüchen sich ihr auf Sinn und Seele legte. Ilka hatte eine schmiegsame, leicht zu entflammende Phantasie; sie ließ sich gern durch das klingende Wort ihrer ausdrucksvollen Muttersprache über die eigentliche Bedeutung des Gesagten hinwegreißen. Das galante, wohlklingende Geplauder, dessen steter Refrain ihre Jugend und Schönheit waren, ließen sie vergessen, daß jene Worte aus einem mehr als sechzigjährigen Munde kamen, und leuchtend hingen ihre Blicke an den matten, glanzlosen Augen ihres greisen Galans. Sehr oft richtete der Edelmann das Wort an Ilka's Mutter. Dann ward er und seine Rede anders. Ohne daß der Politik in klaren Worten Erwähnung geschah, war aus den Bemerkungen Risnaghy's über alte Freunde und Verhältnisse doch die tiefe Achtung herauszufühlen, die er für die kühne patriotische Magnatin empfand. Bei solchen Gelegenheiten warf dann auch Herr von Borin schnau-

send eine ihm naheliegende Bemerkung darüber ein, ob die in Rede stehenden Personen gute Reiter oder tüchtige Sportsmänner seien, wobei es sich allerdings ereignen konnte, daß er Vater und Sohn verwechselte oder, durch eine Namensähnlichkeit getäuscht, plötzlich Stall und Pferde von Leuten rühmte, von welchen Niemand gesprochen hatte. Es gehörte zur Etikette des Hauses Lorin, derlei kleine Zwischenfälle nicht zu bemerken; Herr von Rißnagh that mehr. Ohne jedes Zeichen von Ueberraschung und mit einer seltenen Gewandtheit ging er auf die Bemerkungen des Hausherrn ein und regte denselben zu einer die Glieder der Familie selbst befremdenden Mittheilbarkeit an. Manch ein aufzuckender Gedankenblick gab eine Ahnung davon, daß es in Herrn von Lorin's Kopfe nicht immer so öde, wirr und schläfrig ausgesehen habe wie jetzt, wo geistige und körperliche Interesselosigkeit im Verein mit einer kindischen Furcht für den Besitz jede freie Regung des Geistigen in ihm erstickten.

Herr von Rißnagh hatte auch dafür Verständniß. Er baute in rücksichtsvollster Weise dem stockenden Redefluß des alten Herrn goldene Brücken und ließ das Gespräch allmählig ausklingen, wenn jener das leiseste Zeichen von Ermüdung gab. Nur einmal malte sich eine leise Befremdung auf Herrn von Rißnagh's

Antlitz und seine Conversation, die er bis jetzt wie ein ausgezeichnetes Schulpferd geritten hatte, ward etwas unsicher.

Der alte Edelmann unterhielt sich mit der Baronin eben über eine ihrer Jugendfreundinnen, welche sich in den Revolutionsjahren von ihrem Gatten, einem hochgestellten österreichischen Offizier, aus Patriotismus hatte scheiden lassen und, nachdem ihr Mann in jenen Kämpfen gefallen war, ihr einsames, zerrüttetes Leben im Kloster vertrauert hatte. Bei ruhigeren Nationen hätte es für eine beklagenswerthe Verirrung gegolten, daß eine zärtlich liebende Gattin ihren sie anbetenden Mann aus politischen Parteirücksichten verließ; sowohl Herr von Risnagh als die Magnatin schienen es für das erhabenste und heldenmüthigste Opfer vor dem Altar des Vaterlandes zu halten — Herr von Risnagh war nie verheirathet gewesen, und Frau von Lorin hatte ihren Gatten nie geliebt.

„Ich habe Irene vor wenig Wochen gesehen“, sagte Frau von Lorin; „sie sah sehr alt aus und ihr Gang ist matt und schleichend.“

Herr von Lorin war etwas eingenickt. Bei den letzten Worten seiner Gattin erhob er erstaunt den Kopf, als habe ein bekannter Name sein Ohr berührt.

„Irene?“ schnaufte er, während seine Lippen mit

dem borstigen Bärtchen sich unwillig vorschoben und seine kleinen schwarzen Augen immer runder wurden. „Irene ist ganz neu und sie läuft wie das Donnerwetter! Meine Isabellen konnten gestern nicht drei Telegraphenstangen lang Schritt mit ihr halten — ich kenne sie schon am Pfiff, ehe ich sie sehe, der geht einem durch Mark und Bein!“

Herr von Rißnagh schwieg betroffen und Frau von Lorin vergaß so sehr das von ihr aufgestellte Gebot des Hauses, daß sie ihren Gatten mit einem Blick zürnender Ueberraschung maß. Da war es Ilka, welche, mit den Neigungen ihres Vaters am innigsten vertraut, mit kindlichem Instinkt die Lage erfaßte und, als sei jene Bemerkung an sie gerichtet, mit heiterem Lachen Antwort gab.

„Und ich bleibe dabei, Papachen, daß unter allen Locomotiven Kossuth die beste ist und Deine Irene gänzlich schlagen würde, wenn sie mit ihr um die Wette fahren könnte.“

Der Herr des Hauses schüttelte unwirsch das Haupt und in Herrn von Rißnagh's Blicken leuchtete ein Schimmer aufrichtiger Dankbarkeit und hoher Bewunderung, als er Ilka das Dessert reichte.

Plötzlich horchte der formensichere Cavalier auf; es war ein einziger, zu einem gewaltigen brausenden

Ton anschwellender Geigenstrich, welcher aus dem quadratförmigen Hofe des Schlosses hereinklang; dann löste er sich in ein Gewirr von einzelnen Läufen und Tönen auf, die wieder unvermuthet zu einer wilden, berausenden Melodie zusammenfloßen.

Die mit perlendem Champagner gefüllte Schale in der Hand des Herrn von Rixnagh zitterte und eine plötzliche Röthe flammte durch die weiße Schminke seiner Wangen. Die Baronin hatte sich halb auf ihrem Sitz emporgerichtet; ihre Augen waren unheimlich weit geöffnet und zuckend gruben ihre Finger sich in die Polster, während ihre Lippen unhörbar flüsterten:

„Gabor!“

Unruhig schob sich der Hausherr auf seinem Stuhl umher; es schien, als werde er von unangenehmen Eindrücken geängstigt, in die er keine Klarheit zu bringen vermochte; Sandor's und Ilka's überraschte Mienen hingegen bewiesen, daß sie die wilde Weise noch nie gehört hatten, deren fremdartigen Zauber sich Gertrud mit verklärtem Antlitz hingab.

Graf Ketlan hatte sich erhoben und sah mit dem Lächeln eines schönen Teufels von einem zum andern. Lange blieb sein Blick auf Jolanthen haften, die bleich, wie eine Verdammte in ihren Stuhl zurückgesunken war. Ein flüchtiges Runzeln auf Janos' Stirn bewies, daß

die Haltung Jolanthens ihn befremdete, und leise fragte er:

„Sind Ihnen Ungarns theuerste Klänge so zuwider, schöne Base?“

Es kostete Jolanthe sichtlich Anstrengung, sich zu sammeln, dann zwang sie sich zu einem vielsagenden Blick und seufzte:

„Mit jenem Liede auf den Lippen starb mein Gatte auf dem Schlachtfeld. — Ich bin feiger geworden als damals; denn jetzt zittere ich bei jenen Klängen schon um Leben, die nicht mir gehören!“

Die Antwort schien den Grafen nicht ganz zu befriedigen. Rasch trat er auf das Fenster zu, welches hinter dem Stuhl Rißnagys auf den Hof hinausführte, und öffnete es.

Ein eigenthümliches Schauspiel bot sich den Versammelten. Der weitläufige Hof war von brennenden Pechpfannen erleuchtet, deren Dampf schwarz an den schlanken, glutroth angehauchten Cypressen des Parks emporqualmte. In geringer Entfernung vom Fenster war eine Art niedriger Bühne errichtet, und darauf zusammengedrängt Kopf an Kopf, ein häßliches braunes Gesicht neben dem andern, hockte spielend eine Zigeunerbande. Ein scheues, wildes Verständniß ihrer Töne blitzte aus den tiefliegenden Augen; mit affenartiger

Behendigkeit handhabten ihre Arme die Instrumente; kein Kapellmeister schlug den Takt, aber kein falscher Ton verlegte das Ohr.

Die ganze Tischgesellschaft hatte sich erhoben und um die Chaiselongue der Baronin versammelt. Herr von Rispnagh schien mehr aufgeregt, als eigentlich erfreut. Das lebhafteste Zucken seiner Mundwinkel und der mißtrauisch ablehnende Blick, mit welchem er den Grafen betrachtete, schienen anzudeuten, daß er diese ganze Demonstration für eine sehr unzarte Anspielung, wenn nichts Schlimmeres, halte. Seinen gesellschaftlichen Anschauungen zufolge hatte Niemand das Recht, ihn so brutal an Dinge zu erinnern, von denen zu sprechen er selbst sorgfältig vermied; und daß man ihn bei Tafel mit der Göddöllöhymne regalierte, bei deren Klängen er einst vor Astöd durch die Brust geschossen worden war, mußte ihm auf alle Fälle für ein ungeschicktes Compliment gelten, und das war für ihn schlimmer als eine Unart. Er war im Begriff, sich kühl vom Fenster abzuwenden, als die Scene draußen sich veränderte. Hinter dem seltsamen Orchester hervor kam in leichten Sprüngen das zierlichste Tänzerpaar, das der ergraute Theaterhabitué je gesehen zu haben glaubte. Ein Ausruf der Ueberraschung tönte durch den Saal; die Tänzer waren Pal und Aranka in der Uniform der

untergegangenen Honvedhusaren. Die weißen, auf die Schultern fallenden Zöpfe Pal's, die aufgelösten Silberhaare Aranka's waren von der blauen, mit grauem Pelz verbrämten Husarenmütze bedeckt, eine reich mit Silber verschnürte Pikefche von derselben Farbe umschloß die zierlichen Körper, und die Füße steckten in ungarischen Stiefeln mit Sporen, die bei jedem Taktschlag wie Glöckchen klrirten. Statt des engen, mit einer breiten Silberborte besetzten scharlachrothen Beinkleids trug Aranka ein kurzes rothes Röckchen, und statt des krummen Säbels und der ungarischen Fahne, welche Pal schwang, flatterten ihre weißen Haare rechts und links am Laufe eines kleinen Carabiners herab. Im wilden, klrrenden Gards kamen sie vor dem Fenster an; Aranka präsentirte den Carabiner und Pal senkte grüßend die Spitze seines Säbels. Dann prallten sie auseinander nach rechts und links, als gelte es einen Feind zu entdecken. Sie schienen ihn zu sehen, sie faßten sich bei den Händen und ein Schwur, zu sterben oder zu siegen, lag in ihrer entschlossenen Geberde. Dann ging es bei den stürmischen Taktten der Villagoshymne entschlossen in den Kampf. Pal's Säbel kreiste schützend über der Standarte und über Aranka, welche fliehend, knieend lud und schoß. Aber Pal's Waffe konnte den Tod nicht zurückhalten von der Brust der

elfenzarten Gefährtin; sie sank in seinen Arm, die Falten der Tricolore senkten sich auf sie und in dem düsterrothen Licht funkelnd gleich einer blutigen Aureole kreiste über der Gefallenen die Klinge Pal's. Wie in sanftem Sterben wimmerten die Geigen und langsam erlosch das Licht der Bechpfannen.

Rasch wie ein Jüngling, mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen trat Herr von Rißnagh auf Graf Ketlan zu.

„Woher haben Sie das Orchester? Wer sind die Tänzer?“

Die Hand des Grafen hielt noch die Vorhangsfalte umklammert und mit ruhigem Lächeln antwortete er:

„Die Zigeuner habe ich selbst herangebildet, um die theuersten Melodien meines Vaterlandes vor dem Untergang zu retten. Verzeihen Sie, daß sie nur Weisen spielen, die in unsere Zeit nicht mehr passen — sie wissen keine andern.“

„Das Orchester spielt herrlich, gleichviel, was es spielt —“

Herr von Rißnagh stockte, Ketlan verneigte sich und sagte lächelnd:

„Meine Zigeuner suchen einen Herrn — ich bin der Sache müde und habe sie entlassen.“

„Und die Tänzer?“ rief Herr von Rißnagh erregt.

„Musik und Tanz sind nicht zu trennen. — Die beiden Kinder sind mein — ich kann sie unserem geehrten Gaste schenken.“

Der alte Edelmann erhob höflich ablehnend die feine weiße Hand.

„Wir sind in Ungarn, nicht in der Türkei!“

„Pal und Aranka werden freudig einem solchen Herrn folgen.“

Auf einen Wink des Grafen war einer der aufwartenden Diener verschwunden. Gleich darauf traten die Geschwister in den Saal.

Manche der Anwesenden sahen sie heute zum ersten Mal; die Baronin fühlte sich mit gebundenen Händen in einer Intrigue, deren Zweck und Ende sie nicht mehr abzusehen vermochte. Sandor murmelte gegen Ilka etwas von den „verwünschten Gauflern“, welche seinen Hunden so übel mitgespielt hätten, und mit einer Trauer, von der sie sich keine klare Rechenschaft zu geben wußte, ruhten Gertrud's Blicke auf der Elfe von Lorin.

Wie Kinder hielten sich die weißhaarigen Geschwister an den Händen, und ihre schwachen Augen schauten unsicher im Kreise umher. Graf Ketlan trat auf sie zu und führte sie zu Herrn von Rispnagh.

„Hier ist Euer Gebieter! Ihr werdet keinen andern

Willen haben als den feinen und ihn nicht verlassen, als wenn er Euch gehen^ſ heißt."

Pal und Aranka schauten mit grenzenloser Verehrung in das Antlitz des Grafen, dann mit kindlicher Furcht zu ihrem neuen Herrn empor.

„Wie Du befehlst, Herr!"

Die erregten Züge Rishnaghy's bewiesen, daß seine Liebhaberei über jede andere Rücksicht gesiegt habe. Unklar dämmerte ihm eine Ahnung auf von Retlan's letzten Zielen, aber er hatte beim Anblick der beiden fremdartigen Wesen, die vor ihm ihre Kniee beugten, die Kraft verloren, der Versuchung zu widerstehen, und eben begann auch die Zigeunerkapelle draußen wieder eine halbvergessene wilde Melodie.

Mit einer Bewegung, eines Großherrs würdig, hieß Rishnaghy die Albinos sich erheben und entfernen. Dann nahm er vom Tisch sein gefülltes Glas und stieß mit dem Grafen an.

„Ich nehme Ihr Geschenk entgegen und will mich Ihrer Freundschaft würdig zeigen!"

Jedermann im Saal hatte ein dunkles Gefühl, als ob der lange Händedruck der beiden Männer eine tiefere Bedeutung habe. Mit hoher Bewunderung ruhten die Blicke der Baronin auf ihrem Bruder. Da öffnete sich die Saalthür und der Diener meldete:

„Herr Rittmeister von Werdenau!“

Gleich darauf trat der Genannte, in Galauniform gekleidet, ein.

Graf Ketlan hatte sich mit einer raschen, unwilligen Bewegung umgewandt. Sein neuer Freund folgte langsam diesem Beispiel, und nachdem Rißnagh mit der Schwenkung um seine eigene Achse zu Ende war, hatte sein Gesicht fast denselben kalten, beobachtenden Ausdruck von vorhin wiedererlangt.

Herr von Lorin hatte sich durch die bisherigen Vorgänge um so beklommener gefühlt, je weniger er davon begriff; dagegen war sein Sohn Sandor nicht im geringsten im Zweifel, daß das Ganze wieder eine ganz abscheuliche Teufelei seines Onkels sei, und nur durch die Furcht, seine theure Mutter zu verletzen, war er verhindert worden, diese Ansicht zum Gegenstand einer seiner kunstlosen Tischreden zu wählen. Sowohl Sandor als sein Vater fühlten etwas wie Befreiung aus einer drückenden Lage, als der Rittmeister eintrat, und eilten ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

Noch Jemand wäre ihnen gern gefolgt, wenn es die Etikette des Hauses und die jungfräuliche Würde zugelassen hätten — auch Gertrud fühlte es von sich abfallen wie einen bunten wilden Traum, als der Landsmann ins Zimmer trat.

Der Offizier verbeugte sich tief vor der Frau des Hauses, dann vor der übrigen Gesellschaft. Graf Ketlan erwiderte den Gruß nur mit einem Blick stolzer Herausforderung und Herr von Rißnaghy wandte sich zur Seite, um eine Bemerkung an Ilka zu richten. Auch die Baronin hatte den Eindringling nur mit einem kurzen Nicken des Hauptes und einem stolzen, fragenden Blick empfangen. Gebieterisch winkte sie dem Leibhusaren, der ihn eingelassen, und herrschte ihm halblaut zu:

„Ich will Dich nicht mehr im Hause sehen, hörst Du, nie mehr!“

Der Rittmeister ließ es unbeachtet, daß der Hausherr ihm schon einige Zeit die Hand hinhielt.

„Mein Erscheinen“, begann er mit tiefer, klarer Stimme, „ruft, wie ich sehe, einige Ueberraschung hervor. Doch war dieser für mich selbst höchst peinliche Schritt nöthig, um eine vielleicht gewaltsamere Störung von Ihrem Feste fern zu halten.“

Dann wandte sich Werdenau an den Hausherrn und fuhr fort:

„Seit einer Stunde werden in Ihrem Hofe revolutionäre Musikstücke gespielt, welche einigen alten Soldaten meiner Schwadron genau bekannt sind und meine Mannschaft in große Aufregung versetzen. Man ver-

langt von mir die Verhaftung der Zigeuner, meinen Instructionen gemäß liegt das außerhalb meiner Pflichten. Ich habe einige meiner Ulanen wegen ihrer unzeitigen Musikkennntniß in Arrest geschickt, aber da meine Arrestlocalitäten für die ganze Schwadron nicht ausreichen dürften, fürchte ich es kaum verhindern zu können, daß bei einer Fortdauer des Concertes in dieser Weise eine Gegendemonstration meiner Mannschaft erfolgen wird. Ich werde selbstverständlich Alles thun, um das zu verhindern, als das einfachste Mittel jedoch, lärmenden Auftritten vorzubeugen, will es mir erscheinen, daß Sie Ihrer Musik ähnliche Melodien untersagen. Sie darum zu ersuchen ist der Zweck meines Besuchs; ich glaubte dazu durch die Gastfreundschaft, die ich selbst in Ihrem Hause genossen, gewissermaßen verpflichtet zu sein."

"Revolutionäre Musik", stammelte Herr von Lorin zurückprallend und streckte seine fleischigen Hände wie hilfesuchend aus.

"Mit Hunden werde ich diese Schurken aus dem Hofe hegen", rief Sandor und wollte zur Thür hinaus. Aber ein strenger, strafender Blick seiner Mutter, wie er ihn noch nicht kannte, hielt ihn zurück.

Mit ruhiger Ueberlegenheit trat Graf Ketlan vor seinen Schwager und begann mit hochmüthig kaltem

Tone, der allmählig durch das Feuer der Entrüstung erwärmt wurde:

„Herr von Lorin ist, wie Sie wissen werden, nur wenig musikalisch. Und wenn er die betreffenden Melodien auch gekannt hätte, so würde die Rücksicht für seine Gäste über seine persönlichen Abneigungen unzweifelhaft den Sieg davontragen. Ich bin der alleinige Urheber dieses Ihren Alanen so mißfälligen Concertes. Daß ich jene Melodien und die blutigen und erhebenden Erinnerungen, die sich daran knüpfen, hochhalte, hatte ich nie die Feigheit zu leugnen. Daß wir, wie Sie sagen, von einigen deutschen Soldaten beherrscht sind, welche Einsprache oder Drohungen gegen die Vieder erheben könnten, die wir innerhalb der engsten Grenzen unserer Häuser spielen lassen, das hatte ich vergessen oder doch zu vergessen gesucht. Für einen Dienst, der uns dies demüthigende Bewußtsein wiedergab, kann ich Ihnen nicht danken!“

Als fühle sie, daß es die rasche Benutzung eines entscheidenden Augenblicks gelte, hatte sich Solanthe an des Grafen Seite gestellt, als sei das in der Gefahr ihr natürlicher und angestammter Platz, und zischte:

„Vergeltung für Segesvar! Ihr Dienst war ein schlechter Dienst!“

„Er ist zu Ende“, sagte der Rittmeister mit einer kurzen Verbeugung gegen die Gesellschaft. Dann fügte er mit jenem Blick eifiger Verachtung, mit dem er die revolutionären Aeußerungen Jolanthens stets hinzunehmen pflegte hinzu:

„Vergeltung für Segesvar fordern Sie? — Arthur Bärenflau ist todt!“

Ein wahnwitziger Schrecken verzerrte das Antlitz der schönen Wittwe, und wie mit abergläubischer Furcht starrte sie dem Rittmeister nach, der mit vollendetem Anstande den Saal verließ.

Herr von Rishnagh hatte wie immer von der Anwesenheit eines kaiserlichen Offiziers nicht die geringste Notiz genommen.

So ruhig und menschenfreundlich des Rittmeisters Gemüthsart war, gern hätte er diesen übermüthigen Aristokraten eine blutige Forderung ins Gesicht geschleudert. Aber seine Instructionen verboten ihm jeden Schritt, welcher die Aufregung in den einzelnen Landestheilen steigern konnte. Und als Soldat mußte er gehorchen. Als er im Freien anlangte, war ihm zum ersten Mal zu Muthe, als habe er sich mit Schimpf und Schande aus einem Hause jagen lassen und als laste auf ihm nun sein ganzes Leben lang der Makel der Feigheit.

Bierzehntes Kapitel.

Rittmeister von Werdenau schlief sehr wenig in dieser Nacht. Und wenn er für Minuten die Augen schloß, sah er im Traume seinen Freund und Waffenbruder Arthur von Bärenklau, wie er mit der Todeswunde von Solferino auf der weißen braunumlockten Stirn an sein Lager trat und ihm mit hohler Todtenstimme zuflüsterte: „Jenes abscheuliche Weib, das mein Leben vergiftet hat in jener schönen, wunderbar wilden Stunde und das ich doch so unsaglich lieben mußte mein ganzes Leben lang — Du mußt mich an ihm rächen, Adolf!“

Und immer näher trat der blutige Schatten an das Bett, und Werdenau fühlte den kalten Grabesodem auf seinen Wangen und starrte in das von Wollust und Rachedurst verzerrte jugendliche Gesicht.

Entsetzt fuhr Werdenau von seinem knisternden

Strohlager empor. Eine matte Dämmerung herrschte draußen, und vor ihm stand sein Bursche und meldete, daß es Zeit sei, auf die Reitschule zu gehen, da die erste Ulanenabtheilung eben dorthin abgeritten sei.

Auch wo es sich um Theilung der Beschwerden handelte, war Rittmeister von Werdenau der erste unter seinen Offizieren. Den Unterricht der ersten Schulabtheilung hatte er selbst übernommen, um seinen Lieutenants noch einige Stunden Ruhe zu gönnen, während er selbst im ersten Tagesgrauen oft vergeblich die Gesichter der ihn umreitenden Schatten oder die Farbe ihrer Pferde zu erkennen versuchte. Er gehe weniger in Gesellschaft, tanze weniger als seine Herren Kameraden und könne daher viel früher aufstehen, meinte er, wenn Serravaglia und Tolsky Einwendungen machten.

Auch heute warf er sich mit der Raschheit eines Feldsoldaten in seine Uniform, schnallte den Säbel um und folgte zu Fuß dem kleinen Reitertrupp, dessen Schattenriß er noch undeutlich am Ausgang des Dorfes gewahrte, während der Schall der Hufe von dem durchweichten Boden verschlungen ward. Vor dem Dorf bog die Abtheilung in eine von Bretern roh gezimmerte Umzäunung ein, welche, einem Schafpferch nicht unähnlich, ein mäßiges Stück Boden umschloß,

welches vermittelst Kies und Steinen etwas weniger sumpftartig gestaltet worden war. Die Hufe der Pferde gaben einen flirrenden Ton von sich, sowie sie die Reitschule betraten.

Der Rittmeister war im Begriff, seinen Leuten zu folgen, als ihm am Eingange der Reitschule ein Mann den Weg vertrat, dessen Erscheinung ihm bekannt vorkam, trotzdem jener den weißen Doppelmantel hoch ins Gesicht und unter den Schirm der Mütze emporgezogen hatte. Unwillkürlich trat Werdenau einen Schritt zurück und brachte seine Rechte in die Nähe des Säbelforbes.

„Sind S' nit böß, Gnaden Herr Rittmeister, hab' mit Ihnen zu reden ein bißl.“

„Kommt bei Tage und in meine Wohnung“, antwortete der Rittmeister abweisend, da ihm die wichtig- und geheimthuerische Art des Menschen mißfiel. Der Bursche schlug den Mantel zurück und sagte mit dem beleidigten Tone, den halbgebildete Menschen so gern annehmen, wenn sie sich für verkannt halten:

„So geht's halt immer, wenn man einem gnädigen Herrn einen Dienst erweist — nachher kriegt man Tritt mit die Stiefel!“

Wie allen edleren und selbstlosen Naturen, war dem Rittmeister nichts verächtlicher als Undank, und

der Vorwurf, so sehr aus der Luft gegriffen er auch sein mochte, blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. Auch erkannte er jetzt an dem gebrochenen Deutsch und an der Haltung einen Diener des Hauses Lorin, welcher Pit hieß und ihn gestern der Gesellschaft gemeldet hatte. Damit war dem Rittmeister nun allerdings nichts weniger als ein Dienst erwiesen worden. Er hatte den Grundherrschaft allein zu sprechen verlangt und war, als er sich plötzlich der ganzen Gesellschaft gegenüber befand, zu einem viel entschiedeneren Auftreten gezwungen gewesen, als ihm durch seine Instructionen vielleicht gestattet war. Schon früher hatte sich Pit unter der Angabe, bei einem ehemaligen Regiment Werdenau's gedient zu haben, an denselben herangedrängt. Diesem hatte der hübsche, aber falschblickende Mensch um so weniger gefallen, da derselbe sich bezüglich der Zeit, wann er bei dem fraglichen Regiment gestanden haben wollte, sowie bei seinen übrigen Angaben in unverkennbare Widersprüche verwickelt hatte. Pit's Privatdienstleister gegen seinen sogenannten ehemaligen Vorgesetzten schien sich damals besonders in Erzählungen über die Guts herrschaft äußern zu wollen und war von dem Rittmeister aus Zartgefühl gegen ein Haus, dessen Gastfreundschaft er genoß, nicht ermuntert worden.

„Was soll das heißen?“ fragte daher Werdenau in strengem Tone, als er sich von dem zudringlichen Burschen der Undankbarkeit zeihen hörte.

„Ich bin von der Baronin fortgejagt worden, weil ich Sie gestern eingelassen habe, trotzdem mir befohlen war, die Offiziere abzuweisen, wenn sie kommen sollten. Aber ich hätte es für eine Schande gehalten, einen Offizier meines ehemaligen Regiments —“

„Geh' Deiner Wege! Die Befehle seiner Dienstherrschaft zu erfüllen ist keine Schande, und mir hast Du mit Deiner Voreiligkeit keinen Dienst erwiesen!“

Der Rittmeister machte eine befehlende Bewegung. Zögernd trat der Bursche zur Seite und sagte achselzuckend wie zu sich selbst:

„Wenn Ihnen und Ihren Ulanen einmal über Nacht der Hals abgeschnitten ist, dann wären Sie vielleicht froh, wenn Sie auf den Pit gehört hätten. Ich hab' gestern recht gut verstanden, daß Sie den Grundherrschaft allein sprechen wollten, aber ich wollte, daß Sie die ganze Gesellschaft bei einander sehen und daß Ihnen endlich die Augen aufgehen sollten. Der Pit könnte ihnen noch viel mehr erzählen, aber Sie verachten ja so einen armen Teufel, dem Sie, wenn Sie nur hören möchten, vielleicht Ihr Leben verdanken würden.“

In den Worten des Burschen lag zuletzt eine so zornige Bestimmtheit, daß Werdenau unwillkürlich wieder stehen geblieben war.

„Und welches Interesse hast Du denn daran“, fragte er, „Deine Herrschaft zu verrathen? Denn darauf will es doch offenbar hinaus.“

Pit machte keinen weiteren Versuch, sich in seine Treue für das ehemalige Reiterregiment zu drapiren, sondern sagte mit ärgerlicher, gedämpfter Stimme:

„Man kommt nicht weiter im Schloß. Die am besten schmeicheln und falsch sein können, haben dort immer die Oberhand. Weil ich einmal lachte beim Serviren und darüber eine Schüssel fallen ließ, als der Herr Sandor so tolles Zeug redete, schlug mich der alte Grundherr ins Gesicht und schickte mich wieder in den Stall, wo ich den Osillag, das Leibpferd des jungen Herrn, versehen mußte, das schon einem den Fuß abgeschlagen hat und welches keiner mehr putzen wollte. Auch nach mir schlug das Teufelsvieh und rannte sich dabei die Stallgabel, die ich eben in der Hand hielt, in den Huf. Der Osillag ging acht Tage lahm, und der Sandor peitschte mich, daß man noch die Striemen sehen kann. Ich hätte der Bestie vielleicht mein Gesicht hinhalten sollen, um darauf herum zu schlagen! — Mit der Ilka ist's auch nichts;

die schaut einen manchmal an, so sanft wie eine schläfrige Katze, und lispelt ihre Befehle nur; aber als ich ihr einen Stuhl auf die Schleppe eines neuen Kleides setzte, daß es beim Aufstehen krachte, da hatte sie auch nichts Eiligeres zu thun, als zu klatschen. Die Baronin war noch die Beste bis gestern, aber als ich Euer Gnaden die ganze Fastnacht anschauen ließ, da war's aus! Sie hat mir ein Gesicht gemacht, daß man davon nur noch die bösen Augen und die weißen Zähne gesehen hat, und hat mich gleich ganz und gar fortgejagt. Nachdem ich mich nun zehn Jahr geplagt hab' im Schloß, gibt man mir einen Fußtritt. Die Herrschaften halten alle zusammen und ohne gutes Zeugniß nimmt mich keine. Ich darf also wieder Rosshirt oder Soldat werden. Aber man soll mir das Alles nicht umsonst angethan haben — ich weiß genug, um ein paar von der Verwandtschaft an den Galgen zu bringen.“

Bit schwieg außer Athem und sah den Rittmeister lauernd an.

Es hatte diesen einige Ueberwindung gekostet, den ganzen Bedientenklatsch mit anzuhören, aber seine Soldatenpflicht, die bestimmte Weisung, die er erst gestern von seinen Vorgesetzten empfangen, und die Verantwortung für die Sicherheit seiner Mannschaft und Of-

fiziere geboten ihm zuzuhören. Er durfte seinem Widerwillen nicht Raum geben und den Verräther seiner Brodherrschaft nicht mit Fußtritten von sich jagen.

Es war inzwischen heller geworden; in regelmäßigen Abständen, einer hinter dem andern, ritten die Ulanen immer wieder und wieder den Rand der Reitschule entlang.

Ein scharfer Blick auf das Gesicht Pit's bewies dem Rittmeister, daß jener die Nachrichten, die er zu geben hatte, wenigstens für so wichtig hielt, als er sagte, und daß er keine Komödie spielte.

„Komm' in einer Stunde in meine Wohnung“, sagte er mit hastiger, unsicherer Stimme, als begehe er selbst eine Schurkerei, indem er sich mit einem Schurken einlasse, „komm' aber durch den Hof, damit Dein Besuch nicht auffällt. Wenn Deine Mittheilungen so werthvoll sind, wie Du behauptest, so werde ich für Deine Unterkunft Sorge tragen.“

Pit griff militärisch grüßend an seine Mütze und ging, mit dem bis jetzt Erreichten sichtlich zufrieden.

Der Rittmeister ließ seine Leute noch einige Volten reiten, dann kam Graf Serravaglia mit seiner Abtheilung und die erste ritt nach Hause. Werdenau blieb noch einen Augenblick in der Reitschule, um dem jungen Malteser die Hand zu drücken.

Eine düster freudige Entschlossenheit lag auf dem Angesichte des Offiziers, als er den freundschaftlichen Gruß seines Vorgesetzten erwiderte.

„Ich habe die Schiffe hinter mir verbrannt“, sagte er dann ernst.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Werdenau voll banger Ahnung, daß er nun eine große Thorheit hören werde.

„Ich habe gestern an meinen Oheim geschrieben und ihm erklärt, daß ich entschlossen sei, den Revers nicht zu unterzeichnen, und daher jeder Verbindung mit dem Orden entsagen müßte. Ich habe meine Leidenschaft für Ilka mit so lebhaften Farben, als sie mir zu Gebote standen, geschildert und ihn gebeten, mir seine väterliche Gunst nicht zu entziehen und bei Herrn von Lorin für mich um dessen Tochter anzuhalten.“

Mit gefalteten Händen hatte Werdenau diesem ruhigen Bericht seines Freundes zugehört. Die Ulanen waren unterdeß, die Reitgerten schulternd, in Linie aufmarschirt und blickten in regungslosem, schweigendem Ernst auf die beiden Offiziere, von deren leise geführter Unterhaltung sie nichts verstehen konnten. Endlich begann Werdenau:

„Und nach Allem, was Du mir selbst von dem

Comthur erzählt, kannst Du einen Augenblick im Ernst denken, daß er Deine Bitte für etwas Anderes als die bitterste Verhöhnung halten wird?"

„Er wird sich von mir losfagen, mir meine Zulage entziehen und sein Vermögen dem Orden vermachen. Ich habe daran nie gezweifelt und stellte meine Bitte eigentlich nur aus Höflichkeit und um keine Pflicht gegen mich selbst zu vernachlässigen!"

„Um keine Pflicht gegen Dich selbst zu vernachlässigen“, wiederholte der Rittmeister mit schmerzlichem Hohn, „in dem Augenblick, wo Du Deine ganze materielle Wohlfahrt wegwirfst — für nichts!"

„Für Ilka!“ entgegnete der junge Offizier träumerisch. „Wenn sie sieht, daß ich Alles dahingegeben habe für sie, wird sie fest und opferfreudig vor ihre Eltern hintreten und für ihre Liebe kämpfen und siegen!"

Ein tiefes schmerzliches Bedauern zog dem Rittmeister die Brust zusammen.

„Erinnerst Du Dich an die Melodien von gestern?"

„Das hat der wilde Ketlan angestiftet — es hat keine weitere Bedeutung."

„Du wirst mir erlauben, dies besser zu wissen; denn als Du in die Kaserne gegangen warst, um unsere aufgeregten Leute zu beruhigen, war ich im Schloß.

Ich wollte Herrn von Lorin allein sprechen, aber das Ungeschick eines Dieners führte mich mitten in die Versammlung. Der aufrührerischen Musik im Hof entsprachen die ungarischen Gewänder drinnen. Trotz der ziemlich aufregenden Scene hatte ich Gelegenheit, einige interessante Beobachtungen zu machen. Heute könnte ich es nicht mit derselben Sicherheit wie gestern für eine Unmöglichkeit erklären, daß Fräulein von Lorin den alten Rishnagh heirathe."

"Aber ich glaube es nicht mehr", beharrte Serravaglia achselzuckend. "Ich habe Ilka gestern Unrecht gethan; ich war ja auch noch nicht entschieden vorgegangen und konnte daher nicht verlangen, daß sie öffentlich für mich Rücksichten nehme, die sie bloßstellen konnten, oder daß sie ein Gefühl überhand nehmen lasse, welches sie elend machen mußte, wenn ich die letzten bindenden Gelübde des Ordens ablegte."

"Das junge Mädchen hat überhaupt gar nichts gedacht, sondern einfach mit Dir kokettirt! Du wirst es einsehen, wenn sie Frau von Rishnagh ist."

"Das wird sie nie, denn ich wiederhole Dir, daß ich vorher ihren Bräutigam todtscieße."

"Wenn nicht der umgekehrte Fall eintritt; denn nicht immer hat der Thörichte Glück."

"Um so schlimmer dann — für meine Gläubiger",

sagte Serravaglia achselzuckend. „Du weißt vielleicht noch nicht“, fuhr er mit einer Art selbstmörderischer Ironie und einem zweideutigen Seufzer fort, „Du weißt vielleicht noch nicht, daß ich Schulden habe. Ich besaß niemals jene Charakterfestigkeit, welche ein Glas Champagner ausschlägt, um nicht zur Revanche gezwungen zu sein, oder einem Kameraden die letzte Banknote verweigert, die ihn aus den Krallen eines Manichäers erretten könnte. Und zuletzt war jedoch immer der Dnfel da. — Ich werde bei meiner Bewerbung um Ilka diese Verhältnisse nicht verschweigen — sie muß es einsehen, welche Liebe zu einer solchen heroischen —“

„Dummheit gehört!“ vollendete der sonst so besonnene Rittmeister, außer sich vor Besorgniß und Aerger, und ließ die Reitpeitsche, die er in der Hand hielt, zischend durch die Luft fahren, daß die Pferde der Reiterabtheilung unruhig wurden.

„Nenne es, wie Du willst“, sagte Serravaglia gleichmüthig, ohne dem Freunde die unparlamentarische Aeußerung übel zu nehmen; „wer nicht fähig ist, an seiner Liebe zu Grunde zu gehen, ist dieses Gefühls nicht einmal werth.“

Werdenau sah den Freund einen Augenblick überrascht an, als ob er ihn bisher solcher Gedanken und Empfindungen nicht für fähig gehalten habe. Eine

Pause entstand. Infolge eines ihm selber nicht ganz klaren Ideenzusammenhangs dachte Werdenau an Gertrud, und wie sie gestern dagestanden, die zarte Gestalt in dem schlichten grauen Kleide inmitten der bunten, anspruchsvollen Pracht, und wie ihr ruhiges, fluges Kinderauge staunend und überlegen zugleich in diese von Haß, Angst oder Heuchelei entstellten Gesichter geblickt hatte. Er fragte sich, ob er im Stande wäre, für dieses körperlich und geistig so hochstehende Wesen ebenfalls eine „heroische Thorheit“ zu begehen, und aus seiner Stimme klang nur noch das tiefste Mitleid, als er dem Freunde die Hand reichend sagte:

„Verzeihe, wenn meine Theilnahme mich zu harten Urtheilen hinriß, und erinnere Dich, daß ich Dein treuer Bruder bin, wie es auch kommen möge.“

Im Begriff, zu gehen, hörte er die laute Stimme Tolsky's der seinen galizischen Rekruten eben in kräftigem Polnisch etwas Schmeichelhaftes darüber sagte, daß sie in die Reitbahn reiten wollten, in welcher Serravaglia's verwaiste Abtheilung noch wie angemauert hielt. Das stimmte den Rittmeister wieder heiter.

„Ueberlaß Tolsky das Feld der Ehre und schicke Deine Leute nach Hause“, sagte er zu Serravaglia; „sie sind lange genug im Feuer gestanden!“

Aber über dem Reitunterricht der Schwadron leuchtete heute kein günstiger Stern, denn auch Tolsky, nachdem er seine Galizier vor der Barrière glücklich zum Stehen gebracht hatte, eilte sofort auf Werdenau zu, welcher als Rittmeister eines gemischten Regiments auch diese Sprache verstehen mußte, und theilte ihm in geflügelten Worten mit, daß eben ein Livreedienner des Hauses Lorin dagewesen sei, um ihn im Namen der Grundherrin zu der Kirchweih einzuladen, welche am andern Tage die schwäbischen Bauern von Lorin wie alljährlich nach ihrer heimatlichen Sitte abhalten würden.

Werdenau war durch diese Einladung aufs höchste überrascht. Er hatte mit Sicherheit erwartet, daß nach den Ereignissen des gestrigen Tages jeder Verkehr zwischen der Familie des Grundherrn und den Offizieren der Garnison zu Ende sei.

Tolsky theilte dem Rittmeister auch mit, daß er sich von dem Sohne seines Hauswirths bereits den Anzug eines schwäbischen Bauers geborgt habe, um in solcher Gestalt die Kirchweih mitzumachen.

„Ein polnischer Ulanenlieutenant in deutscher Bauerntracht — das widerspricht allerdings allen Ueberlieferungen der Nationalitätlichkeit“, antwortete Werdenau.

Tolsky strich seinen Schnurrbart und schmunzelte, daß seine vollen Wangen glänzten, dann sagte er in deutscher Sprache:

„O, ich liebe sehr das Deutsch!“

Der tiefere Sinn dieser Phrase, welche Tolsky in neuerer Zeit bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit für die Umstehenden sehr vernehmbar an Gertrud gerichtet hatte, sowie das siegesgewisse Lächeln des eitlen Polen war Werdenau nicht entgangen und er hatte sich vergeblich eines sehr unbehaglichen Gefühls zu erwehren gesucht. Sonst hatte er für die Albernheiten Tolsky's gewöhnlich nichts Anderes als einen wohlwollenden Scherz gehabt. Heute war sein Blick scharf und seine Stimme nicht frei von ärgerlichem Hohn, als er antwortete:

„Sie lieben das Deutsch? Nun, dann rathe ich Ihnen vor allem, es zu lernen.“

Werdenau ging nach Hause, während Serravaglia, welcher heute „Offizier des Tages“ war, sich nach der Kaserne begab.

Zu Hause angelangt, traf auch der Rittmeister einen Livreedienner aus dem Schlosse, welcher ihm dieselbe Einladung überbrachte, deren schon Tolsky erwähnt hatte. Finster schaute Werdenau auf das an ihn gerichtete und von der Baronin eigenhändig geschriebene

Billet, welches ihn bat, „das heimatliche Fest seiner deutschen Landsleute durch seine Anwesenheit mit zu verherrlichen“.

Und das schrieb dieselbe Frau, welche gestern einen Diener fortgeschickt, weil er ihn ungeladen in eine ihrer Gesellschaften geführt hatte.

Nachdem Werdenau den Boten entlassen, lächelte er bitter vor sich hin. Man fürchtete ihn also und suchte seinen Verdacht durch Aufmerksamkeiten einzuschläfern. Dann durchzuckte den Offizier ein anderer freudiger Gedanke. Er glaubte bemerkt zu haben, daß die Baronin seine Annäherung an Gertrud begünstigte. Vielleicht lud sie ihn ihres Schüglings wegen ein. Die Magnatin war ja trotz des angeborenen Hangs zur politischen Intrigue, den sie mit den meisten adeligen Damen ihres Landes theilte, eine hochherzige Seele, warum sollte also nicht das Interesse an der liebenswerthen Fremden neben ihren politischen und Familienzwecken einhergehen können? Zwischen diese Zweifel mischte sich das Gefühl seiner Pflicht und das Widerstreben gegen Alles, was nur irgend wie Verdacht oder Spionage aussah.

Aus diesem Wirrsal von Gedanken und Gefühlen riß ihn die Ankunft Pit's. Pit schlich sich scheu ins Zimmer und musterte den Rittmeister mißtrauisch;

denn er hatte eben seinen verslossenen Kameraden Miklos weggehen sehen. Noch einmal bäumte sich Alles in Werdenau dagegen auf, die Mittheilungen des zudringlichen Burschen anzuhören. Aber seine Pflicht war in diesem Falle streng vorgezeichnet und gestattete kein linienbreites Abweichen, wenn er sich nicht zum Mitschuldigen der Rebellion machen wollte. Schon nach den ersten Worten Pit's wurde Werdenau indeß sehr aufmerksam. Er fühlte, daß das, was Pit über die nächtlichen Besuche verkleideter Personen im Schlosse erzählte, wahr sein müsse. Pit hatte aus Neugier und aus Nachsicht, daß seine Herrschaft ihn nicht zum Vertrauten wählte, Nächte geopfert und waghalsige Experimente gemacht, um hinter Namen und Zweck der seltsamen Besuche zu kommen. Bei einigen war ihm das gelungen. Die Namen, die Pit zum Theil verstümmelt nannte, waren dem Rittmeister aus der Geschichte der ungarischen Agitation meist nur zu gut bekannt. Pit jedoch konnte dieselben bei seinem niedern Bildungsgrade nicht wohl anderswo erfahren haben als in Lorin, und seine Personalbeschreibungen und die oft mangelhafte Wiedergabe aufgefangener Aeußerungen vermochten im Zusammenhalt mit der ganzen Heimlichthuerei dem ungetreuen Diener wohl eine Ahnung der drohenden Ereignisse, aber keinen rechten Einblick in

dieselben zu geben. Dem Rittmeister war es leicht, sich den oft verwirrten und lückenhaften Bericht zurecht zu stellen und zu ergänzen. Und der Eindruck, den Werdenau von Umfang und Zweck der Verschwörung erhielt, war finster und drohend genug. Immer weniger achtete der Rittmeister auf die unlautere Quelle, aus der ihm die Nachrichten zuströmten; immer eifriger forschte, immer hastiger notirte er. Vieles, was Pit vergessen hatte, legte er diesem in den Mund, und Pit's Ueerraschung bewies, daß die Vermuthungen des Offiziers richtig gewesen waren. Eines jedoch beruhigte den Rittmeister, daß er wie erleichtert tief aufathmete: der Ausbruch des Aufstandes sollte, wie fast sicher feststand, im Winter noch sorgfältig vorbereitet werden und erst im kommenden Frühling losbrechen. Ein kurzes Nachdenken bestätigte dem Rittmeister, daß diese Frist von den Häuptern der drohenden Rebellion nicht abgekürzt werden konnte, und wenn sie mit einem Schlage alle Gemüther zu entflammen und für ihre Sache zu gewinnen vermocht hätten. In wenigen Wochen schon zog der Winter ins Land und machte jede rasche Organisation der Massen unmöglich. Lange schon hatte Pit schweigend und unsicher geharrt, welchen Dank er sich verdient habe. Der Rittmeister saß mit gefurchter Stirn da und starrte auf seine Notizen. Er suchte

die Mittheilungen des Dieners mit seinen eigenen Beobachtungen des gestrigen Abends in Einklang zu bringen. Es unterlag keinem Zweifel, daß Herr von Lorin und seine Kinder der Sache fern standen; aber Graf Ketlan's wilde Energie war die Seele des Ganzen und beherrschte das Gemüth seiner Schwester mit eiserner Tyrannei. Jolanthe war nur wenig eingeweiht, obwohl sie sich stets absichtlich vordrängte und bloßstellte, um Janos zu gefallen. Eine Persönlichkeit, die bisher der Bewegung fern gestanden, war, wie aus Pit's Mittheilungen sicher hervorging, der Herr von Rißnaghy. Und dennoch hatte das Fest des gestrigen Abends, dessen gefeierter Mittelpunkt der alte Edelmann zu sein schien, einen herausfordernd revolutionären Charakter getragen! Werdenau grübelte weiter, da fiel sein Blick auf eine seiner vorhin gemachten, kaum leserlichen Bleistiftnotizen:

„Was aus allen Unterhandlungen, welche Pit be-
lauscht hat, klar hervorgeht, ist der Mangel an den
für die Agitation nothwendigen Geldmitteln und die
Schwierigkeit, sie zu beschaffen.“

Ein triumphirendes Leuchten ging über Werdenau's
erregte Züge. Herr von Lorin stand der Sache fern und
man mißtraute ihm sogar — Herr von Rißnaghy war
reich, und um ihn zu gewinnen, spottete man selbst der

Vorsicht. War das Unternehmen finanziell gesichert, so konnte man den Verdacht durch um so größere Stille einschläfern.

Bit wurde immer unruhiger bei dem seltsamen Benehmen seines Hörers.

„Es ist wohl nicht daran zu denken, daß man Dich im Schlosse wieder annimmt?“ begann der Rittmeister endlich.

Bit schüttelte den Kopf.

„Willst Du nicht bei Herrn von Riknagh Dienste nehmen?“

Bit horchte erstaunt auf diesen Vorschlag, denn da die Unterredungen zwischen Janos und der Baronin als unverdächtig fast stets bei Tage stattfanden, so hatte er keine Gelegenheit gehabt, sie zu belauschen. Bit vermochte daher den Zusammenhang der Frage und seiner eigenen Nachrichten nicht zu erfassen.

„Herr von Riknagh würde mich ohne gute Empfehlung nicht nehmen“, entgegnete er.

„Du könntest Dir ja den Bart abschneiden und einen andern Namen wählen.“

Bit schüttelte fast ungeduldig den Kopf.

„Der Ketlan würde mich auf den ersten Blick erkennen, der hat Augen wie ein Luchs.“

„Und doch möchte ich Berichte aus der Nähe des

Herrn von Rißnagh erhalten. Es muß dann ein Anderer die fünf Dukaten verdienen."

Pit's schielende Augen vergrößerten sich.

"Der Rißnagh hat die ganze Zigeunermusik, die gestern im Schloßhof spielte, mitgenommen. Ich kann die Geige spielen und war einmal Musitant; ich glaube, daß man mich nehmen würde, und der Graf, wenn er mich auch sähe, würde mich aus den andern Gesichtern nicht herauskennen."

Mit einiger Ueberraschung schaute Werdenau den Burschen bei diesen Worten an. Er dachte sich die schlanke, geschmeidige Gestalt in den bunten Lappen, wie sie jenes wandernde Volk liebt, die kurz geschnittenen Haare zu fettglänzenden Ringellocken verlängert auf die Schultern fallend, dazu die gebogene Nase, die aufgeworfenen Lippen, den unsichern Blick und die scheue Haltung Pit's — und ohne auf dessen Vorschlag zu antworten, fragte er:

"Aus welchem Theil des Reichs bist Du?"

Pit hob die Augen nicht vom Boden, als er leise und zögernd antwortete:

"Von weit her — aus Krain."

"Aus welchem Ort?" fragte Werdenau in slowenischer Sprache.

Pit blieb stumm.

„Du bist nirgends daheim“, sagte wieder deutsch der Rittmeister mit scheinbarer Strenge, „Dein Volk ist heute da und morgen dort — Du bist ein Zigeuner!“

Pit erschrak, als hätte ihn ein Peitschenhieb getroffen, und seine Gestalt schien vor Demuth um einige Zoll zusammenzuschrumpfen. Dann erhob er mit einem Blick flehender Unterwerfung die braunen Augen.

„Verzeiht, Herr! Als Zigeuner kriegt man so viel Prügel.“

„Es scheint Dir als Slovenen nicht viel besser gegangen zu sein! — Also nimm Deine fünf Dukaten und werde bei Herrn von Rixnagh Musikant. So oft Du mir wichtige Nachrichten bringst, erhältst Du Dein Goldstück; wenn Du mich verräthst —“

Werdenau vollendete nicht. Der Blick, mit dem Pit die Dukaten zusammenraffte, bewies ihm deutlich, daß goldene Bande die stärksten sind.

Lekterer, der wieder ganz als Zigeuner fühlte und handelte, schob sich mit gekrümmtem Rücken aus der Thür.

In ernstes Sinnen versunken, schaute der Rittmeister vor sich nieder. Die Lage, in die er gedrängt worden, war ihm neu und nicht sympathisch. Da fiel sein Blick auf das Briefchen der Baronin, und bei dem

Gedanken an das schändliche Spiel, das man mit ihm trieb, zog eine dunkle Röthe über sein Antlitz.

„Sie sollen den deutschen Geist, den sie so oft verhöhen, achten lernen!“ murmelte er.

Fünftehntes Kapitel.

Durch die letzten Ereignisse war der Grundherr etwas aus seiner Schlafrunkenheit emporgerüttelt worden und das halblaute Schnauben seines Unwillens hatte sich am nächsten Morgen in eine zwar nicht sehr zusammenhängende, dafür aber um so lautere Rede verwandelt, deren Donner aus den Zimmern der Baronin bis auf den Corridor hinaus schallten. Die Dienerschaft stand lauschend und zitternd und huschte scheu in alle Winkel, wenn der dröhnende Schritt des Gebieters sich der Thür näherte. Denn Herr von Lorin hatte jedem seiner Diener, der sich heute vor sein Antlitz wagte, mit überlauter Stimme erklärt und mit einem Fußtritt bekräftigt, daß er Herr im Hause sei.

Schweigend und die heftigen, verworrenen Anklagen ihres Gatten keiner Antwort würdigend, wie eine ent-

thronte und von ihrem rohen Besieger beschimpfte Königin lag die Baronin auf ihrem Ruhebett, und erst als Herr von Lorin drohte, er werde seinen eigenen Schwager beim Kaiser als Ruhestörer anklagen, wenn Gisela nicht Alles anbiete, um das alte Verhältniß mit den Offizieren wiederherzustellen, erst dann schaute die Magnatin auf, und ihrem Gatten voll Haß und Angst ins Antlitz blickend, sagte sie mit tonloser Stimme:

„Ich werde die Offiziere zur Kirchweih unserer Bauern einladen. Es wird Dir ohne Zweifel gelingen, sie aufs neue von Deiner Loyalität zu überzeugen.“

„Die Bauern bitten um Ilka als Festkönigin“, sagte Herr von Lorin weniger rauh.

In die stolze Apathie der Magnatin kam wieder Leben.

„Und Sie haben diese Frechen nicht aus dem Schlosse peitschen lassen? Wir haben diesem deutschen Bauerndünnkel schon oft genug nachgegeben, aber meine einzige Tochter werde ich niemals das Gewand einer deutschen Bäuerin anziehen lassen, nie!“

Vor der entschlossenen Haltung der Baronin hielt die seltene Energie ihres Gatten nicht Stand. Und als sie hinzufügte:

„Herr von Rißnaght würde uns verachten, wenn er es wüßte“, da fühlte sich der eben noch gewaltthätige schwache Mann lebhaft beunruhigt. Er hatte

sich nie um Kishuagh's politische Ueberzeugungen gekümmert und wußte nur, daß der Nachbar, der ihn bei jeder Begegnung mit der rücksichtsvollsten Grandezza behandelte, noch reicher sei als er selbst.

Unruhig ging er im Zimmer auf und ab.

„Dann soll Jolanthe —“

„Jolanthe paßt als Wittwe nicht dazu und hat nur einen Lebenszweck — Janos zu gefallen. Daß er diese Verkleidung nicht billigen würde, ist vor auszusehen!“

Die Baronin wurde desto ruhiger, je hülfloser und ängstlicher ihr Gatte sich geberdete.

„Aber ich habe es den Bauern schon zugesagt“, jammerte er.

„Das war unvorsichtig“, entschied die Magnatin und ließ die Blicke wieder mit der mitleidigen Ueberlegenheit von ehemals auf ihrem Gatten ruhen. „Doch es gibt vielleicht ein Mittel, die Wünsche Deiner Bauern zu erfüllen, ohne uns zu entwürdigen. Wir haben ja Gertrud im Hause. Die Bauern werden nichts gegen ihre deutsche Landsmännin einwenden und Gertrud macht der Scherz vielleicht noch Freude.“

Ein befriedigtes Schnauben des Herrn von Lorin bewies, daß das häusliche Unwetter sich verziehe. Er murmelte etwas Unverständliches, als wenn er nur ungern seine Einwilligung zu etwas Unvermeidlichem gebe,

und verließ weniger geräuschvoll, als er eingetreten war, die Zimmer seiner Gemahlin. Er mochte wohl ein unklares Gefühl haben, als ob die Hast, in welcher er nach dem Auskunftsmittel seiner Gattin gegriffen, um sich seiner Verlegenheit zu entziehen, nicht ganz zu der Energie passe, mit der er sich eben noch als Herrn des Hauses proclamirt hatte.

Das Kammermädchen, nicht mehr durch seine donnernden Schritte gewarnt, blieb wie erstarrt in ihrer lauschenden Stellung vor der Thür, ohne daß der Grundherr sie nur bemerkte, und der im Corridor gleichfalls überraschte Leibhusar nahm ganz umsonst seine fleißigste militärische Haltung an, um den derben ungarischen Fluch entgegenzunehmen, den sein Gebieter bei dergleichen Gelegenheiten für ihn in Bereitschaft hatte.

Herr von Lorin erstieg mit großer Anstrengung die Treppe zum obern Stockwerk und pochte an Gertrud's Zimmer.

So sehr man im Schlosse auf die peinliche Beobachtung eines anspruchsvollen Ceremoniells hielt, welches nur bisweilen durch den lauten Schlummer des Grundherrn oder die rücksichtslose Jugendlichkeit seines Sohnes durchbrochen werden durfte, so wenig kannte man scheinbar jene Rücksichten, welche in jedem anständigen deutschen

Hause der fremden Waise gegenüber beobachtet worden wären. Gertrud wohnte im zweiten Stock in einem Zimmer des entlegensten Flügels und völlig sich selbst überlassen, sobald sie nicht in den Gesellschaftsräumen weilte. Was in keinem deutschen Hause gleichen Ranges geduldet worden wäre, daß der fast erwachsene Sohn des Hauses täglich einigemal zu der jungen Fremden ins Zimmer stürmte, sich auf das krachende Sopha warf, mit den Sporen den Boden zerhackte und Gertrud mit ihrer angeblichen Neigung für Onkel Janos quälte, darum kümmerte sich im Hause Lorin höchstens Jolanthe, welche mit nie ermüdender Geduld Gertrud überwachte. Verschiedene Male hatte Frau von Balasy bereits versucht, der Magnatin Mißtrauen einzulösen gegen die Beziehungen der beiden jungen Leute und Gertrud's Einfluß auf den Erben von Lorin. Aber Gisela hatte mit schweremüthigem Lächeln erwidert:

„Deine Neigung zu Janos und die Geschichte jenes Apfels macht Dich blind und ungerecht. Sandor ist ein Kind!“

Es war der Mutter zu verzeihen, daß sie sicherer auf die Unschuld ihres wilden Sohnes als auf die Reinheit des fremden Mädchens baute.

Gertrud fand auch bei Sandor's Besuchen den einzig richtigen Weg, sich seiner Derbheiten zu erwehren, ohne

ihn bei seinen Eltern zu verklagen: sie behandelte ihn, der so gern für einen Mann gegolten hätte, als das Kind, für das ihn seine Mutter hielt, schickte ihn fort, wenn er zu ungeberdig wurde, und wenn er jener Einladung keine Folge leistete, ließ sie ihn allein.

Auch Sandor's Vater dachte keinen Augenblick daran, daß es selbst für ihn nicht besonders schicklich sei, das einzige Zimmer seines jungfräulichen Gastes zu betreten. Jedoch kam etwas von der Ritterlichkeit seiner jungen Jahre über ihn, als er sich plötzlich dem klaren Antlitz Gertrud's gegenüber befand, welche ihr Erstaunen nicht zu verbergen suchte. Mit der Ehrerbietung einer Tochter brachte sie dem schwerathmenden alten Mann einen Stuhl und wollte stehend seine Mittheilungen erwarten.

Das milde, ruhige Wesen Gertrud's verursachte dem Grundherrschaft ein sichtlich Behagen. Vielleicht trug dazu bei, daß es bei Gertrud wohnlicher und aufgeräumter aussah als bei Ilka, welcher die eigene und die Kammerjungfer ihrer Mutter zur Verfügung standen und die doch eines verlegten Toilettengegenstandes halber manchmal noch die gesammte übrige weibliche Dienerschaft zusammenklingelte.

Galant führte der alte Herr Gertrud zum Sopha und wartete, bis sie sich dort niedergelassen hatte,

worauf auch er sich auf einen unter seiner Last in allen Fugen ächzenden Sitz niederließ.

Der Grundherr ging hierauf zu seinem Anliegen über, daß er, da seine Lebensgeister heute ausnahmsweise lebendig waren, in so drolliger, gewinnender Weise vorbrachte, daß Gertrud mit heiterer Zustimmung ihre kleine Hand in seine dargebotene Rechte legte.

In fröhliches Lachen aber brach sie aus, als der Grundherr seine ungarische Zunge zu den in seinem Munde unendlich komisch klingenden schwäbischen Worten quälte: „Mir zwoi wölle dann au ä luschtings Tänzle mache!“

Raum hatte ihr Gemahl die Baronin verlassen, als die Dame heftig klingelte.

Man solle Pit zu ihr senden, befahl sie. Es hatte bisher zu ihrer häuslichen Politik gehört, durch Nachsicht und Milde ihre Untergebenen an sich zu fesseln, sowie ohne die dringendste Noth keinen Diener zu entlassen und dadurch einen Plauderer in die Welt zu schicken. Durch ihre Leiden und ihre schmerzlichen Erinnerungen aufs gewaltigste aufgeregt, durch Werdenau's Eindringen erschreckt und empört zugleich, hatte sie sich zu einem Befehle hinreißen lassen, welchen sie bereits nach wenigen Minuten bereute und zurückzunehmen beschloß. Der frühe und stürmische Besuch ihres Gatten hatte sie hieran verhindert, aber sie zweifelte nicht, daß

Bit sich noch im Schloß befinden und dankbar ihre Verzeihung entgegennehmen werde.

Um so mehr war sie bestürzt, als sie erfuhr, daß der Gesuchte weder im Schloß noch im Dorfe zu finden sei. Seine Stube zeigte Spuren eines hastigen Aufbruchs, und der verschämte Zigeuner hatte nicht bloß seine eigenen Habseligkeiten, sondern auch seine der Herrschaft gehörigen Livreen mitgenommen. Wegen Erhebung seines Lohns hatte er sich nicht aufzuhalten gebraucht, da der Verwalter denjenigen von der Dienerschaft, die es wünschten, gegen andere kleine Gefälligkeiten ihren Lohn auf ein Vierteljahr vorauszahlte.

Erst jetzt fiel der Baronin das lauernde und beobachtende Wesen des Burschen auf. Ein häßliches banges Gefühl unbestimmter Unruhe zitterte durch ihre aufs äußerste abgespannten Nerven und kaum beantwortete sie die Fragen Ilka's, welche vor dem großen Spiegel ihrer Mutter alle die Reize studirte, welche Herr von Rißnagh an ihr entdeckt hatte und die ihr bisher noch nicht aufgefallen waren. Der Spiegel der Baronin hatte, wie Ilka behauptete, das beste Licht, und bei besonderen Gelegenheiten, vor Vätern oder bei hartnäckiger Meinungsverschiedenheit mit Kammerjungfer oder Schneiderin pflegte man mit Mamas Erlaubniß vor dieser letzte Instanz zu treten.

Heute war es nicht das mangelhafte und der Verbesserung fähige Werk menschlicher Hände, welches die junge Dame einer eingehenden Betrachtung unterwarf, sondern ihr eigenes Gesicht, welches von der Natur mit allen Reizen der Jugend ausgestattet worden war.

„Ich habe noch nicht einmal gewußt, daß ein so häßliches Mal, wie ich es an der linken Wange habe, eine Schönheit sei, Mama. Und Herr von Rißnagh behauptete gestern, es sei eine große Schönheit, ein natürliches Schmuckpflästerchen, wie er sich ausdrückte. In der schönen Zeit, da man die größten Reifröcke und die kunstvollsten Frisuren trug und auf hohen Stöckelschuhen ging, liebten alle Damen solche Fleckchen, sagte er, weil die Haut daneben um so blendender erschien und die gepuderten Haare noch süßer abstachen. Und diejenigen Damen, welche von der Natur keine braunen oder schwarzen Fleckchen ins Gesicht bekommen hatten, machten sich künstliche, sogenannte Schönheitspflästerchen. Ein solches Schönheitspflästerchen habe ich von selbst erhalten und brauche es nicht erst anzukleben. Herrn von Rißnagh schien das sehr zu gefallen.“

Die Baronin war allmählig auf das Geplauder Ilka's aufmerksam geworden.

„Du scheinst große Stücke auf das Urtheil unseres

Nachbars zu halten", sagte sie und sah ihre Tochter forschend an.

"Herr von Rißnagh weiß Alles", erklärte Ilka überzeugungssinnig. "Serravaglia" — sie erröthete leicht, als sie diesen Namen sprach — "Serravaglia hat auch Geschmack, aber Rißnagh weiß, wo jede Stecknadel hingehört."

"Möchtest Du einen solchen Mann?"

Ilka drehte ihr Gesicht mit dem Ausdruck lebhafter Ueberraschung über die Schulter der Mutter zu, ihr feingezeichnetes Profil und ihre reiche dunkle Lockenfülle, die über die edlen schlanken Formen von Hals und Nacken fiel, vollendeten ein verführerisches Bild reizendster Jugend. Dann, nachdem sie sich einigermaßen in der Perspective ihrer Mutter zurechtgefunden, sagte sie schelmisch:

"Heirathet man die Männer dazu? Papa thut dergleichen doch auch nicht und Irma wird sich schon noch bessern."

Irma war das Kammermädchen der jungen Baronin und vielleicht zehn Jahre älter als diese.

Die Baronin seufzte tief. Es war wohl nur eine Ausgeburt ihrer erregten Stimmung, daß sie plötzlich im Spiegel Herrn von Rißnagh zu sehen glaubte, wie er die jabotumränderte feine Knochenhand um Ilka's Schultern legte und sich lächelnd zu ihr niederbeugte.

Die Baronin schauderte — Herrn von Rißnagh's Gesicht hatte eine unheimliche Aehnlichkeit mit einem bemalten Todtenkopf.

Fast angstvoll rief sie die Tochter an ihr Lager, und als Ilka mit graziöser Demuth neben demselben niederkniete, schlang die Magnatin leidenschaftlich die Arme um ihr Kind, und der Tochter Antlitz mit wilden Küssen bedeckend, flüsterte sie:

„Du hast Recht! Herr von Rißnagh ist zu klug und zu alt für Dein junges warmes Leben! Du wenigstens sollst glücklich werden!“

Und Ilka glaubte sich der Stimmung des Augenblicks nicht besser anpassen zu können, als indem sie mit gefalteten Händen und madonnenhaftem Aufschlagen der Augen bat:

„Gib mir dazu Deinen Segen, Mama!“

Sechzehntes Kapitel.

Sard, das Schloß des Herrn von Rishnagh, unterschied sich wesentlich von dem geräumigen, aber schmucklosen Herrenhause zu Lorin. Es war kaum höher und ausgedehnter als jenes, aber wo der Reichthum des Grundherrs von Lorin einige Cypressen über verkümmerten Laubholzsträuchern einen Park nannte, hatten die Millionen Rishnagh's einen dichten Wald von nordischen Bäumen hinter seine Wohnung gepflanzt, zu welchem selbst die Erde tageweit aus dem Gebirge hatte herbeigeschafft werden müssen. Während für Lorin das Trinkwasser meilenweit durch Ochsenfuhrwerk herangefahren und in Cisternen aufbewahrt werden mußte, funkelten in den Gärten von Sard die Springbrunnen in der Herbstsonne, ein Anblick des Staunens für Volk und Hirten, welche noch die dürre, wasserlose

Haide gekannt, auf welcher jetzt Schloß, Wald und Brunnen standen. Herr von Rißnagy hatte an dem nächsten, noch immer sehr entfernten Flusse ein Pumpwerk errichten und eine Wasserleitung bis zu seinem Schlosse führen lassen, deren Unterhaltung ihm wohl ebensoviel kostete als die seines Theaters. Das Schloß selbst schien von einer bizarren, wuchernden Phantasie mit ihren erotischen Blüten überrannt, und wer unter diesem Gewirr von Nachrenaissance und orientalischen Formen nach einem leitenden Grundgedanken suchte, mußte wohl enttäuscht das ermüdete Auge sinken lassen. Neben einem Pavillon im reinsten Zopfstil bauchte sich der byzantinische Rundbogen und über dem Schnörkelgiebel eines Mansardendachs ragte das Minarett und schien nur des Muezzins zu warten, der zum Gebete rief.

Herr von Rißnagy hatte in einer Wüste von Sand und Lehm und mit ungenügenden Mitteln das Alles hervorgezaubert und wohnte nun in seinem mit üppiger Bequemlichkeit ausgestatteten Reiche, mit den Manieren eines altfranzösischen Edelmanns die Schrankenlosigkeit eines türkischen Paschas vereinigend.

Er vermochte noch mehr. Er hielt ein großes Orchester und eine Schauspielergesellschaft in musterhafter Ordnung und selbst die weiblichen Mitglieder

der Truppe, welche von ihm ausgezeichnet wurden, wagten dem Zucken seiner schlaffen Greisenzüge nicht zu trogen. Denn Herr von Rishnagh war unerbittlich in seinem Haß und wo er sein Selbstgefühl verletzt glaubte. Er hätte die Primadonna seiner Oper, die von ihm noch eben mit fürstlicher Huld und Großmuth überschüttet worden war, bei der ersten Unbotmäßigkeit unbarmherzig und allein hinausgestoßen in die meilenweite Dede, und wehe dem, der eine Hand zu ihrem Schutze oder ihrer Hülfe erhoben hätte! Weit in der Runde hatte der seltsame Mann das unfruchtbare Land angekauft und die Hütten, die darauf standen, langsam verfallen lassen. Soweit man von den Minarets von Sard blicken konnte, duldete er außer seinen Dienern nicht einmal den Bauer, der frei und unabhängig sein Feld bestellte; er wollte wenigstens in dieser Wüste Herr sein.

Mit dem Instinkte ihrer Rasse hatte sich die neue Musikbande unter der Führung des habgüchtigen Lajos in die neue Lage gefunden. Es war ihnen einer der äußern Höfe zum Lagern angewiesen worden. Der dunkle, lauschige Park mit seinen Tuffsteingrotten und Tempelchen, seinen Buchsbaumhecken und Cypressenalleen war den wandernden Söhnen der freien Steppe höchst interessant und oft sahen die Diener des Hau-

ses bei anbrechender Dunkelheit die abenteuerlich gekleideten Gestalten ihrer neuen Gäste unter den dunklen Tannen und Fichten austauschen und träumerisch den Fledermäusen nachstarren, die mit zackigem Flug an ihnen vorüberstrichen.

Das neue Orchestermitglied Pit besonders zeigte auch bei Tage eine unbefiegbliche Neigung für das Halbdunkel des Parks. Der verschämte Zigeuner mußte sich bei Lajos als zünftig ausgewiesen haben, denn er wurde ohne Anstand von diesem in die Truppe aufgenommen. Dazu mochte wohl auch der Umstand beitragen, daß Istvan mit einem Theil der Kasse davon gelaufen war und nur seine kampfbereite grünrothe Gehülste als unzureichenden Ersatz zurückgelassen hatte. Pit kam eben recht, die Lücke im Orchester auszufüllen.

Er hatte seine Erscheinung nach Kräften zu verändern gesucht und das kurze Haar im Verein mit den Stoppeln eines beginnenden Bartes gaben seinem schwermüthig spitzbübischen Antlitz das Aussehen eines vor kurzem aus einer Strafanstalt Entlassenen. Trotzdem führte er ein sehr zurückgezogenes Leben und wußte es immer einzurichten, daß er von den Fenstern der mit fürstlicher Pracht eingerichteten Gastzimmer des Schlosses nicht gesehen werden konnte.

Denn dort war zu gleicher Zeit, als die Zigeunerbande ihr Lager im Hofe aufgeschlagen und Pal und Aranka den ihnen angewiesenen Gartenpavillon bezogen hatten, ein von Herrn von Rishnagh mit Auszeichnung behandelter Gast eingetroffen.

Herr von Rishnagh hatte Wort gehalten, obwohl die Absichten Ketlan's für das mißtrauische Gemüth des ungarischen Nabobs ziemlich durchsichtig waren. Die Art, wie Ketlan seine Annäherung zwischen ihnen beiden veranstaltet, hatte auf Rishnagh's phantastisches Gemüth einen mächtigen Eindruck gemacht und die mit so viel Anstrengung ins Werk gesetzte Aufmerksamkeit des genialen Wüblers hatte ihm geschmeichelt. Die Kapelle des Lajos spielte mit einer wilden, hinreißenden Originalität, und die beiden seltenen Geschöpfe, deren sklavische Unterwerfung die orientalischen Träume des reichen Sonderlings theilweise zur Wirklichkeit machte, waren in wenig Stunden schon die Lieblinge des seltsamen Mannes, und er umgab sie mit einer Sorgfalt, wie sie ein englischer Sportsman kaum seinem renommirtesten Kenner oder seinem leichtesten Jockey angedeihen läßt.

Dem Grafen Ketlan entging es nicht, daß Rishnagh mit einer hart an Manie streifenden Eifersucht seine Beziehungen zu dem seltenen Tänzerpaar über-

wachte; aber Janos, welcher seinen neuen Freund lange aus der Ferne studirt und aus den verschiedenen, ihm bekannt gewordenen Zügen sich seinen Charakter zusammengestellt hatte, verstand auch dies und ging der fanatischen Anhänglichkeit Aranka's entweder aus dem Wege oder machte dieselbe, wo er ihr nicht entgehen konnte, durch eine kalte Hinweisung auf ihren neuen Gebieter verstummen.

Auch Lajos war von dem Grafen unterrichtet worden, seinem neuen Herrn nur mit der größten Unterwürfigkeit zu nahen, und Lajos seinerseits hatte es nicht an Flüchen und Püffen fehlen lassen, um seiner Bande einen kriechenden Respekt vor dem neuen Gebieter einzuflößen.

Für Janos selbst hatte der persönliche Umgang weniger Tage genügt, um mit Sicherheit vor auszusehen, daß bei richtiger Behandlung die Neigungen des alten Herrn endlich über seinen Verstand den Sieg davontragen mußten. So oft auch Kisnagy ihn anfangs aus seinen tief liegenden schwarzen Augen mißtrauisch angeblickt hatte, Janos fuhr mit unerschütterlichem Ernste fort, ein Benehmen zu beobachten, wie es einem regierenden Fürsten gegenüber dem ersten seiner Vasallen vielleicht angemessen war.

Und Janos hatte sich nicht verrechnet, denn schon

nach kürzester Zeit hatte sich der Herrscher von Sard in die ihm zugeschobene Rolle eingelebt und Graf Ketlan, der ihm an Rang überlegene, an Geist gleichstehende Edelmann, der sich freiwillig unter seine Souveränität begab, war ihm unentbehrlich geworden.

Die einzige Zurückhaltung, welche er noch übte, war Schweigen gegenüber den offenen Enthüllungen des Grafen über die politische Lage. Ohne Hinterhalt, wie gegen einen Halbgott, der über jeden Verdacht einer Verrätherlei hoch erhaben sei, wie gegen einen Herrn, der ein Recht habe, Rechenschaft von ihm zu fordern, sprach sich Janos über die Lage Ungarns und die Pläne aus, in die er selbst verflochten war. Mit glühenden Farben malte er die Schmach und Entwürdigung ihres gemeinsamen Vaterlandes seit zwanzig Jahren; diese Dinge waren ja schon so oft mit dem Hasse der Besiegten erzählt und von der Parteilidenschaft bewiesen worden, daß Niemand mehr daran zweifeln konnte. Herrn von Riknagh's magere Finger zerfnitterten die feine Manschette, indem sie sich ballten, seine dunklen Augen glühten in ihren Höhlen wie Kohle aus ihrer Asche, aber er schwieg. Janos schilderte mit der Lebendigkeit einer ungarischen Phantasie die geringen Schwierigkeiten, welche einer Erhebung gegenüber ständen, mit höhnischem Ingrim

spielte er auf die Brutalität dieser Gewalt an, die sie noch eben an sich selbst erprobt hatten — Herrn von Rispnagh's geschminkte Wangen zuckten, aber er schwieg.

Endlich, wie vom Sturme seiner Begeisterung hingerissen, sprach Janos mit prophetischem Schwunge von der Zeit, wo Ungarn sich seine Könige selbst wählen und die Krone des heiligen Stephan dem würdigsten seiner eigenen Söhne aufs Haupt setzen werde.

Dann schwieg er plötzlich, als habe er schon zu viel gesagt, aber sein dunkles glänzendes Auge lag mächtig auf dem Edelmann, als wolle er prüfen, wie diesem greisen Jünglingshaupt die Krone seines Vaterlandes stehen müsse.

Dem Gaste fast zürnend ob der Erregung; die ihm heiß in die Wangen stieg und seinen Athem rascher machte, stand Herr von Rispnagh auf und trat zum Fenster.

Mit vorgebeugtem Leibe, die Hand erhoben, blieb Janos in derselben Stellung, nur aus seinen Zügen schwand die Begeisterung und sein Auge lag kalt, scharf und beobachtend auf seinem Werkzeug.

Rispnagh stand am Fenster; scharf zeichnete sich sein Bourbonenprofil ab von der gelben Herbstluft draußen; das Haupt in den Nacken geworfen, schaute

er über die baumlose Ebene, den einen Fuß hatte er vorgelegt und die rechte Faust geschlossen auf den Schenkel gestützt, als halte er ein Scepter.

Es mußten verlockende Träume von Macht und Größe gewesen sein, die seine Seele streiften, denn langsam und königlich wendete er das stolz erhobene Haupt, und wie seine Blicke auf den Grafen fielen, erhob sich dieser rasch und blieb mit gesenktem Kopf stehen, als zieme sich dem künftigen Herrscher gegenüber keine andere Haltung.

Dann, als wolle er die Gedanken des zu solcher Größe Berufenen nicht länger stören, ging Janos mit einer tiefen Verneigung aus dem Zimmer.

Er wußte, daß eine Saat, wie er sie ausgestreut, am raschesten wuchert in der Einsamkeit.

Graf Ketlan stieg die mit einer Art barbarischer Pracht, mit alten Waffen und Emblemen geschmückten Treppen hinunter und wendete sich nach dem Park. Er kam dabei an dem Pavillon der Tänzer vorüber, unter dessen Thür eben die zierliche Gestalt Aranka's erschien. Sie war in ein Phantasi Kleid als Elfe oder Sylphide gekleidet, welches ihren zarten, harmonischen Bau mehr als jede andere Tracht zur Geltung brachte. Die Tänzerin war im Begriff, vor ihrem Gebieter ein von diesem verfaßtes Solo einzuüben. Aranka's kind-

liches Antlig erglänzte, als sie den Grafen sah, und sie eilte rasch die Stufen hinab, um ihn zu begrüßen. Aber Janos schien sie nicht zu bemerken; mit gleichgültigem Antlig ging er an ihr vorüber und traurig schritt Aranka weiter nach dem Schlosse.

Ohne besonders auf seinen Weg zu achten, war der Graf in einen Theil des Parks gelangt, wo hochragende Kiefern und nordische Tannen das Licht des Tages zu einem grünen Halbdunkel dämpften. Felsblöcke, von weit hergebracht, hatten sich durch beständiges Feuchthalten mit grünem Moos überzogen und künstliche Quellen sickerten leise und melodisch neben der rindenbekleideten Einsiedelei eines imaginären Klausners.

Als der Graf zu diesem abgeschiedenen Ort gelangte, sprang eine phantastisch gekleidete Gestalt, welche auf der Bank vor der Klausel ausgestreckt gelegen hatte, sehr rasch in die Höhe und verschwand zwischen den Bäumen. Das Gesicht, obwohl es sich unter einem großen Hute halb verborgen hatte, kam Janos bekannt vor, ohne daß er sich erinnerte, woher.

„Es wird einer von der Truppe des Lajos sein“, sagte er sich dann und nahm sich vor, dem Musikmeister bessere Aufsicht über seine Leute zu empfehlen.

Dann setzte er sich auf eine der Bänke, welche der

Zigeuner eben verlassen hatte, und stützte den Kopf in die Hand.

Sein Plan gegen Kibnagh war im Begriff, von dem glänzendsten Erfolg gekrönt zu werden, und doch war der Graf nicht froh. So sehr er sich dagegen wehrte, in Zorn und in Sehnsucht kehrten seine Gedanken immer wieder zurück zu dem ersten Weibe, das den von den Frauen verwöhnten, von seiner Schwester und Jolanthen vergötterten Mann in seine Schranken zurückgewiesen, vor dessen ernstem Kinderauge der geistreiche Lebemann den Blick hatte niederschlagen müssen. Ihm war, als ob er Gertrud für diese Schmach vernichten müsse, und ein unheimliches Feuer glühte in seinen Augen. Dann zürnte er wieder sich selbst, daß die alberne Ziererei eines deutschen Gänschens ihn mehr beschäftigte als seine so sichtbar der Erfüllung entgegenreisenden politischen Pläne. Aber indem er Gertrud zu verachten suchte, mußte er sich gestehen, daß er es nicht vermochte.

Ungeduldig ballte er die Faust und runzelte die Stirn, doch mit dem Ausdruck jäher Ueberraschung richtete er das gesenkte Haupt empor. Er hatte deutlich seinen Namen rufen hören: „Janos!“

Mit unterdrücktem Athem lauschte er — es war eine schwache, melodische Frauenstimme, die wie in To-

desangst durch die Luft zitterte: „János!“ Und gleich darauf knickte und raschelte es in den Zweigen, und dem Tannengestrüppe sich entwindend, das mit den rauhen Armen sie umklammerte und ihre Florgewänder zerriß, bleich wie Marmor und blutend an den Händen, mit denen sie sich den Weg gebahnt, stürzte Aranka zu seinen Füßen nieder.

„János! Mein Herr, mein Befreier, rette, rette mich!“

Betroffen hob der Graf die Knieende auf, die sich wie ein weißes Reh bebend an ihn drängte und mit den gläubigen Augen zu ihm emporblickend flüsterte:

„Das, was er mir befiehlt, ist entsetzlich — rette mich!“

„Wer befiehlt Dir so Schreckliches?“ fragte Ketlan aufhorchend und seine Stirn umwölkte sich. „Hat János oder einer seiner Leute Dir Böses zugefügt?“

Aranka schüttelte den Kopf.

„Er nicht, der Andere, dem auch Du dienst; er sei ein künftiger König, sagt er mir, ich soll den König küssen und ihm die liebste Sklavin sein; dann riß er mich an sich — o, er war entsetzlich! Ich bin nur Dein, Dein! Schütze, rette mich!“

Langsam war Ketlan's Arm, der die Fliehende wie schützend umschlossen hielt, an ihr herabgesunken

und statt des Zorns, der eben über sein Gesicht ge-
flammt, zeigte dasselbe nur noch die bitterste Enttäu-
schung und Verlegenheit. Alles war vortrefflich ge-
gangen, Rísnagy war der Verschwörung gewonnen;
mit seinem Vermögen rüstete man Armeen aus —
schon stand Janos auf der Stufe zur höchsten Macht;
der eitle Narr Rísnagy hielt ihm die Leiter und auf
seinen Schultern wollte der vornehme Abenteurer Graf
Ketlan ein Kaiserreich in Stücke schlagen und dann
sein unbequemes Werkzeug . . . Und das Alles sollte
aus sein und vorbei, dieser zimperlichen Dirne wegen,
um die er schon einmal ein ganzes Karpatendorf sich
auf die Fersen gehegt.

„Hast Du mir nicht versprochen, ihm zu dienen
und zu gehören?“ fragte er streng.

Gespensterbleich vor Schrecken sah die Tänzerin
zu Janos auf.

„Er schlang die Arme um mich und sagte, ich solle
ihn küssen, denn er sei ein König!“ wiederholte sie
dann eindringlich, als ob Janos das Ungeheuerliche
überhört haben müsse.

Janos fühlte die übergroßen Augen an seinem
Antlitz haften und die zarten Hände an seinem Arme
zittern, er wagte nicht emporzuschauen; sein Blick

suchte wie der eines Verbrechers den Boden und seine Stimme klang rau, gebrochen, als er sagte:

„So gehorche ihm, denn er ist ein König.“

Ein krampfhafter Schauer machte Aranka's Gestalt erbeben, wie vom Fieberfrost geschüttelt schlugen ihre Zähne aneinander. Dann sprach sie leise und ohne Betonung:

„Er mag mich tödten, Domine, küssen aber darf mich nicht mein Bruder, nicht mein Gebieter — nur Du!“

Es war ein großer wirklicher Schmerz, der Ketlan's Lippen zucken machte, und tief ergriffen schaute er auf die bebende Gestalt.

Da verdunkelte sich die helle Oeffnung des Laubgangs, durch welchen auch Janos gekommen war. Die hohe, feine Gestalt Kisnaghy's zeichnete sich schattenrißartig darin ab.

„Komm', komm', wir wollen uns vor ihm verbergen!“ flüsterte Aranka.

„Du bleibst und schweigst! Dort ist Dein Gebieter!“ stieß der Graf kaum vernehmbar hervor, dann trat er rasch in einen Seitenweg und war mit wenigen Schritten den Blicken Aranka's entschwunden. Keiner Bewegung fähig, mit starren Augen und schlaff

herabhängenden Armen erwartete Aranka ihren Verfolger.

Stunden waren seitdem vergangen, und nur das Riefeln der künstlichen Quellen störte die Stille des einsamen Platzes. Da theilten sich fast geräuschlos die hängenden Büsche und mit scheuer, erregter Haltung trat der Zigeuner Pit in die kleine Lichtung. Lautlos knickten selbst die Zweige unter seinen Schuhen, als er die Florfegen zusammensuchte, welche von Aranka's Sylphidenkleidern an den Tannen hängen geblieben waren, dann warf er sich auf die Bank nieder und ein ingrimmiges Lachen, das wie Bellen klang, erschütterte seine geschmeidige Gestalt.

Indessen stand Graf Ketlan auf seinem Zimmer und las einen Brief seiner Schwester, worin sie ihm Nachricht gab von den Vorgängen in Lorin und ihm zugleich mittheilte, wie sie sich geweigert, Ilka in deutscher Bauerntracht auf der Kirchweih erscheinen zu lassen, und daß sie ihr Gertrud als Stellvertreterin gegeben habe. Janos zählte an den Fingern nach: die schwäbische Kirchweih in Lorin war heute, und die prüde Deutsche ließ sich in Bauerntracht von deutschen Bauern im Walzer drehen. Das war ein Schauspiel, eines Mittes werth und gut, sich zu zerstreuen. Und Janos wollte sich zerstreuen um jeden Preis,

denn er hatte heute zum ersten Mal etwas gefühlt wie Ekel vor sich selber.

Benige Minuten später raste Graf Ketlan auf seinem dunklen Eisenschimmel Uestötös über die öde Haide in der Richtung von Lorin.

Siebzehntes Kapitel.

Ein heiteres Festleben herrschte in Lorin. Schon am frühen Morgen war der altherkömmliche, mit den ungarischen Farben bemalte und reich geschmückte Kirchweihbaum in der Mitte des Dorfes von den schwäbischen Burschen aufgerichtet und die ihn umgebende Erde reichlich mit rothem Ungarwein begossen worden. Lustig flatterten seine bunten Wimpel, wiegten sich seine Kränze und Guirlanden in dem heitern Morgen, der statt des erwarteten Schnees auf die Regentage gefolgt war. Dann zog eine Deputation der hübschesten und wohlhabendsten Burschen nach dem Schloß, um sich ihre Kirmeskönigin und die übrigen tanzlustigen „Jüngferle“ zu holen.

Die malerische Tracht der Heimat stand gut zu den kräftigen Gestalten und der Dreispiz saß fest über

den hübschen, derben, von der ungarischen Sonne gebräunten Gesichtern.

Die Thüren des Schlosses öffneten sich und vor ihnen und an den fichernden Laskien vorüber zogen die Kirmeswerber feck in das Billardzimmer, wo neben dem Grundherrs und Sandor sämtliche Mitglieder der Familie versammelt waren.

Der Sprecher der kleinen Schaar hielt in gewähltem Schwäbisch die etwas schwülstige Rede an den Grundherrs und seine liebwerthe Hausfrau. Herr von Lorin dankte mit einigen auswendig gelernten Worten und Sandor schnitt indessen hinter dessen Rücken den Spielgenossen die lustigsten Gesichter, daß jene sich vor Heiterkeit kaum zu fassen wußten.

Sodann fragte der Sprecher sehr förmlich nach der hochwerthesten, schönsten Kirmeskönigin, obwohl Gertrud für alle Anwesenden sichtbar, reizend anzuschauen in ihrem Spizenhäubchen, knappen Mieder und kurzen Rock neben der Baronin stand, und die Grundherrin mußte die Hocherröthende an der Hand ergreifen und dem Burschen vorstellen.

Der betrachtete sie prüfend vom Kopf bis zum Fuß, dann sagte er, ernst mit dem Kopfe nickend, daß sie ihm anstehe und ihm das Kirmessträußle auf den Hut stecken dürfe.

Gertrud war auf diesen Gebrauch vorbereitet worden, und als der Bursche ihr seinen Hut bot, befestigte sie einen sehr großen und bunten Strauß künstlicher Blumen mit Schleifen und ein Goldstück darauf. Auch die andern Burschen drängten sich heran und jeder derselben bot seine Kopfbedeckung einer der anwesenden Damen, welche ihn mit den bereitgehaltenen künstlichen Blumen und Bändern verzierte. Hierauf trat der Redner auf Gertrud zu und legte seinen Arm unter den ihren, ein zweiter Bursche bemächtigte sich ihres andern Arms, dann näherten vier andere sich auf dieselbe Weise Ilka und Jolanthen und die Hüte schwenkend zogen die ungarischen Schwaben von dannen. Und lange noch tönte von der Straße herein ihr fröhliches Jauchzen, mit dem sie die Ankunft der Kirmesekönigin verkündeten.

Jubelnd zogen sie die breite Straße entlang, wo sich bei dieser Gelegenheit eine Art zwangloser Jahrmarkt gebildet hatte. Die langhaarigen schwarzbraunen Gefellen in Schappels und Schlapphut, welche Stränge scharlachrothen Paprikas, breite Flechten von Zwiebeln oder bunte Kattuntücher feilboten, das Drängen der meist mit einem Pferd oder zwei Ochsen bespannten Karren, die den magyarischen Bewohnern der umliegenden Dörfer zur Beförderung dienten, die lebhaften

Bewegungen und glutäugigen Gesichter der ungarischen Dirnen, welche lachend die weißen Zähne zeigten — von all dem hob sich der fröhliche Kirmeszug der schwäbischen Bauern fast wohlthuend ab.

Mit gerötheten Wangen und unwillkürlich fortgerissen von der allgemeinen Heiterkeit schritt die schöne Deutsche zwischen ihren Führern dahin. So unverständlich ihr manches der an sie gerichteten Worte klang, so derb man ihren Schritt zuweilen rechts oder links lenkte, sie wußte, daß man sie nur nach Kräften und Verständniß zu ehren suchte, und fühlte sich so frei und fröhlich, wie sie nicht geglaubt hatte, je auf einer Bauernkirchweih werden zu können.

Auch Ilka war in der allerbesten Laune. Sie fühlte sich in ihrem modernen Anzug jedenfalls behaglicher als in der schwäbischen Tracht, die sie noch überdies ganz abscheulich fand, und da die hinter ihr Kommenden aus Respekt vor ihrer riesigen Schleppe gewissenhaft Abstand hielten, so kam auch sie in unge-trübter Stimmung auf den Tanzplatz. Nur Jolanthé vermochte kaum auf ihrem Gesichte den huldvollen Ausdruck zu bewahren, welcher ihr für diese Gelegenheit passend erschienen war. Indes ihre interessanten, aber etwas scharfen Züge schienen mehr für den Ausdruck wilder Leidenschaften als für dieses wohlwollend

gnädige Lächeln geschaffen, und wenn zufällig die schwäbische Haube Gertrud's neben dem bunten Hutschmuck ihrer Begleiter aus der Menge vor ihr auftauchte, zog sich ihre schmale Oberlippe höhnisch empor und ein kleiner weißer Zahn, spitz wie der eines Raubthiers, wurde sichtbar.

Lauter Jubel begrüßte die Kirmeszkönigin, als die um den Kirmesbaum versammelten Bauern und Dirnen ihrer ansichtig wurden. Sie mußte vortreten, und auf einem Stuhle stehend legte ihr der älteste Bauer einen prächtigen Ehrenkranz von Gold um die Haube, das übliche Geschenk, welches die reichen Bauern von Lorin bei der Kirmes ihrem Grundherren übergaben. Dann wurde der Königin ein dreifaches Hoch gebracht und man zog zum niedrigen Tanzsaal des Juden. Dort traten die Burschen in die Mitte des Saals und die Mädchen reiheten sich in weitem Kranze an der Wand, daß zwischen ihnen und den Burschen ein schmaler Raum zum Tanzen übrig blieb. Ein Orchester von sechs Dorfmusikanten begann ganz jämmerlich einen überlieferten Walzer, bei dem sie immer wieder aus dem ungewohnten Takt fielen.

Der alte Bauer, welcher Gertrud den Kranz aufgesetzt hatte, faßte sie ohne weiteres um den Leib und drehte sich mit ihr im Kreise. Aber kaum hatte sie

einige Schritte getanzt, so trat ein Bursche aus der Mitte, nahm sie ohne Umstände am Arm und der Depossedirte konnte sich nach einer andern Tänzerin umsehen. Und wenn die Musik schwieg, stand schon ein Kreis von Burschen da, jeder mit einer Flasche voll gezuckerten rothen Ungarweins, aus der sie trinken mußte, und als eine große Aufmerksamkeit der Burschen war es anzusehen, wenn sie mit dem Ärmel reinigend über den Hals der Flasche fuhren.

Auch Ilka drehte sich bereits lustig im Kreise mit den Burschen, die sie fast alle schon in Jahren gekannt hatte, in denen Standesunterschiede schwer aufrecht zu erhalten sind.

Nur Jolanthens Ruhe erfuhr von den Schwaben nicht viel Anfechtungen, wegen ihrer persönlichen Würde und Hoheit, wie sie glaubte, aber: „weil sie so falsch lueget“, flüsternten sich die Burschen zu.

Da wurde die Tanzmelodie plötzlich mit einem Tusch unterbrochen, dem ein donnerndes „Hoch“ der Bauern antwortete. Der Grundherr war eingetreten, mit ihm Sandor, Major Durra, Werdenau und Seravaglia.

Gertrud ging auf den Grundherrn zu, nahm den Aehrenfranz vom Haupte und überreichte ihn mit feierlichem Knix. Herr von Lorin dankte etwas linksch,

schraubte tiefgerührt und nannte Gertrud seine liebe Tochter. Als sie sich aufrichtete, blickte sie in ein paar sammtbraune Augen, die mit dem Ausdruck innigster Hingebung auf ihr hafteten. Verwirrt zog sie sich hinter die andern Mädchen zurück. Darauf nahmen der Grundherr und Major Durra Platz an dem Ehrentische, welcher ihnen von den Bauern freigehalten worden war, und Werdenau, nachdem er Gertrud noch lange mit den Blicken gefolgt, setzte sich zu ihnen. Sofort kamen auch einige ältere und angesehene Leute des Dorfes, um, wie sich gebührte, die hervorragenden Gäste zu unterhalten und für ihre Bewirthung zu sorgen. Herr von Lorin war bei den Bauern sehr beliebt, weil ihn die Einfachheit seiner Denk- und Ausdrucksweise ihrer Fassungskraft näher brachte als die aristokratischer fühlende und geistig lebhaftere Baronin, welche für sehr hochmüthig galt und es in mancher Beziehung auch war. Umgekehrt fand der Grundherr großes Behagen an dem Gespräche der Leute, die mit ihm alt geworden waren, die einfachste und bekannteste Thatsache zwei-, dreimal mit dem größten Nachdruck wiederholen konnten und sich dann für am klügsten hielten, wenn sie einige derbe Gemeinplätze mehr wußten als der Nachbar. Der Grundherr, dessen halb eingeschlummerter Geist dem Gespräch sei

ner Standesgenossen oft nicht zu folgen vermochte, nickte billigend bei den laut und nachdrücklich vorgebrachten unbestreitbaren, aber auch längst nicht mehr angezweifelten Wahrheiten und hörte mit demselben Lächeln, wie schon bei der vorigen Kirchweih, die scherzhaften Wetterprophezeiungen in Knittelversen, welche der besonders belesene Gemeindevorstand sich von seinem schulpflichtigen Sohne aus dem hundertjährigen Kalender so lange hatte vortragen lassen, bis er sie behalten hatte. Man darf jedoch nicht annehmen, daß der Grundherr allen kühnen Behauptungen des vorgeschrittenen Gemeindevorstandes oder des hundertjährigen Kalenders kritiklos zustimmte. Manchmal bewies ein erregtes Schnauben, ein unwillkürliches Kopfschütteln dem jeweiligen Redner, daß Herr von Lorin anderer Ansicht sei, und dann entstand allerdings ein etwas verlegenes Räuspern und Schweigen, denn dem Grundherrn widersprechen gab's doch eigentlich nicht. Aber auch von diesem war es billigerweise nicht zu verlangen, daß er, nachdem er erst vorige Woche nach jahrelangem Kampf durch seinen Verwalter von der Nützlichkeit der Maulwürfe und der Thorheit, sie zu vertilgen, überzeugt worden war, sie nun heute Abend wieder für die gefährlichsten Feinde des Landmanns erklären lassen sollte. Die Maulwurfsfrage bildete

überhaupt einen dunklen Punkt, welcher mit der Zeit leicht das friedliche Verhältniß zwischen der Herrschaft und der Gemeinde stören könnte. Einige Pachtverträge, Abgaben und sonstige feudale Ueberbleibsel vielleicht abgerechnet, waren die Bauern von Lorin ja vollkommen frei, ihr Landcomplex stand dem zum Schloß gehörigen an Größe fast gleich und die Benennung Grundherr war eigentlich mehr eine aus den früheren Verhältnissen mit herübergenommene als eine durch bestehende Rechte begründete. Durch die Pietät der Landleute einerseits, deren Wohl und Wehe so lange mit dem Hause Lorin verbunden gewesen, durch die Gutmüthigkeit des Grundherrn andererseits war das gute Verhältniß fast nie gestört worden. Aber es konnte die Gemüther unmöglich gleichgültig lassen, daß der Grundherr nun plötzlich dem mit der Gemeinde gemeinsam gehaltenen Maulwurfschenker die Oberhoheit über seine Fluren und damit die Hälfte seines Einkommens entzogen hatte, wodurch der Unterhalt desselben allein dem Dorf zur Last fiel. Auch konnte sich der durch die Weisheit des hundertjährigen Kalenders großgesäugte Verstand des Gemeindevorstandes nicht dagegen verschließen, daß die Maulwurfsfängerei auf den Wiesen der Bauern sich völlig unnütz erweise, wenn die Richtstätten der verkannten Wähler

durch die Regionen, welche von den herrschaftlichen
 Fluren herüberwanderten, wieder bevölkert wurden.
 Dem Grundherrschaften dagegen konnte es nicht gleichgültig
 sein, wenn den Thieren, welche er seit acht Tagen
 als die wirksamsten Insektenvertilger und Graswurzel-
 conservatoren ins Herz geschlossen hatte, jenseits der
 Grenzen seines Gebiets schonungslos der Krieg gemacht
 wurde, und den Gemeindevorstand zu befehlen, daran
 war nicht zu denken, solange der hundertjährige Kalen-
 der — und der war erst seit fünfzig Jahren erschienen —
 die Vertilgung der fraglichen Thiere predigte.

Man war also bei einem Gesprächsthema ange-
 langt, dessen weitere Verfolgung die festliche Stim-
 mung hätte trüben müssen, und eine unter den Tan-
 zenden entstandene Bewegung gab die beiden Theilen
 willkommene Veranlassung, den Gegenstand fallen zu
 lassen.

Jene Bewegung wurde veranlaßt durch das Er-
 scheinen Tolsky's, welcher unter der biedern schwäbi-
 schen Jugend von Lorin ein allerdings gerechtfertigtes
 Aufsehen hervorrief.

Wie er schon seinem Rittmeister anvertraut,
 hatte er sich einen Bauernanzug zu verschaffen gewußt;
 da ihm derselbe jedoch für einen kaiserlichen Manen-
 lieutenant polnischer Nationalität zu einfach erschien,

so hatte er denselben nach Kräften zu verschönern gesucht.

Den dreieckigen Hut zierte ein fecker Reiherbusch mit Cocarde, die rothe Weste war mit den goldenen Schnüren einer alten Ulanenuniform benäht, seine Taille umgürtete eine Schärpe aus blauem Merino mit silbernen Fransen, die er einmal von einem türkischen Händler erstanden hatte, und die weißen Strümpfe mit den blauen Bändern stakten zur Hälfte in bespornten Stiefeln, die bei jedem Schritte klirrten und den Kleidern der ihnen zu nahe kommenden Tänzerinnen Schlimmes weissagten.

Im Verein mit der selbstzufriedenen Haltung und dem steifgewichsten Schnurrbart machte die ganze Erscheinung einen so fremdartig komischen Eindruck, daß selbst der Bursche, dessen Anzug Tolsky geborgt, anfangs im Zweifel war, ob der Eintretende einen Zigeunerprinzen oder einen Slovaken im Sonntagsstaat vorstelle.

Tolsky aber, nachdem er vor seinem Rittmeister militärisch grüßend Front gemacht, ging mit hoherhobenem Haupte auf Gertrud zu, besah sie schmunzelnd und verneigte sich, die Hand am Herzen und die Augen zur Unmöglichkeit verdrehend.

„O, ich bin Ihnen sehr dankbar für so viele Liebe“, begann er; aber damit war sein deutscher

Wörterschatz zu Ende und vermittelst eines gewaltigen Rucks am Ärmel riß er Serravaglia's erste unumwundene Liebeserklärung an Ilka mitten entzwei, daß dem Grafen die Hälfte der Worte in der Kehle stecken blieb, unter deren Blut und Feuer auf Ilka's Wangen die Farbe kam und ging und tiefe Seufzer den jungfräulichen Busen schwellten.

Umsonst war es, daß Serravaglia die Unterbrechung nicht zu beachten Lust hatte, umsonst, daß er Tolsky mit einem vernichtenden Blick zu verscheuchen suchte. Tolsky hätte eher des Freundes Ärmel in Fetzen gehen sehen, als ihn frei gegeben. Mit mühsam unterdrücktem Ingrimme wendete sich Serravaglia um und fragte in polnischer Sprache ungeduldig, was er denn wolle.

Raum hatte Tolsky jedoch in längerer Rede geantwortet, als der junge Offizier mit verzweiflungsvollem Humor den Blick zu den geschwärzten Balken der Saaldecke erhob und auf seinen Kameraden deutend kopfschüttelnd zu Gertrud sagte:

„Er hält Ihren Anzug für eine zarte Aufmerksamkeit, weil Sie unzweifelhaft in Erfahrung gebracht haben, daß auch er schwäbisch kommen werde. Er glaubt, soviel Hingebung nicht besser belohnen zu können, als indem er Ihnen einstweilen sein Herz anbietet. Die Hand soll nachkommen, wenn er einmal Rittmeister ist.“

Tolsky beobachtete in angenehmster Erregung, welche Wirkung die deutsch gesprochenen Worte seines Freundes auf Gertrud hervorbringen würden. Diese schaute sprachlos bald den einen, bald den andern der beiden Offiziere an, in Zweifel, welcher von beiden sich diesen unartigen Scherz mit ihr erlaube; als aber Ilka's schwellende Lippen immer rascher zuckten und sie endlich in ein lautes Gelächter ausbrach, da konnte auch Gertrud dem Humor der Scene nicht widerstehen; sie legte ihren Arm in den der jungen Baronin und lachte so fröhlich mit wie kaum seit ihren Kinderjahren. Einen eigenthümlichen Contrast zu dieser Heiterkeit bot der Anblick der beiden jungen Offiziere. Mit düsterer Schwermuth stand Serravaglia vor der Geliebten, deren Herz er noch eben aufs tiefste gerührt zu haben glaubte und deren Lachen ihm wie das Todesurtheil seiner Liebe durch die Seele schnitt; und an seiner Seite stand Tolsky, der mit äußerster Verblüffung diese Wirkung seines Auftrags beobachtete und endlich mit zornigen Worten Serravaglia aufs neue der Verrätherei anklagte. Dieser jedoch wendete sich langsam nach ihm um und sagte traurig: „Armer Freund! Die ausgesuchteste Verleumdung hätte Dich nicht schlimmer bestrafen können als die getreue Wiedergabe Deiner eigenen Worte.“

Stürmisch wandte Tolsky sich um und rannte mit seinen ungeheuren Sporenrädern, rechts und links die größte Gefahr verbreitend, in die entfernteste Ecke, wo er den Abend über verblieb, Serravaglia und Gertrud wie mit den Blicken erdolchend.

Umsonst suchte Serravaglia seine Erklärungen wieder da zu beginnen, wo sie unterbrochen worden waren, auf das liebliche Antlitz der jungen Baronin wollte der Ernst nicht zurückkehren, und endlich gesellte sich, durch die Heiterkeit der Gruppe angezogen, auch der Grundherr zu ihnen, um zuerst Gertrud, dann Ilka zu einem „Tänze“ aufzufordern, das allerdings nur darin bestand, daß der alte Herr, sich langsam und unbehülflich drehend, jede der Damen mehrmals einen Kreis um den Umfang seines Körpers beschreiben ließ und sich nach dieser Procedur athemlos niedersezte. Major Durra, welcher heute täuschend einem der Holzsoldaten glich, welche von den Kindern auf spitze Pfählchen gesteckt und dann zum Oeffnen und Schließen der Colonne veranlaßt werden, drehte sich mit Jolanthen im Kreise. Als er fertig war, entdeckte er zu seiner nicht geringen Befremdung, daß eine Polka gespielt wurde, während er mit möglichst steifen Knien und unerschütterlicher Ausdauer Einschnitt getanzt hatte, eine Walzer-

art, die während seiner Jugend in Oesterreich sehr beliebt gewesen.

Der hoffnungsvolle Erbe von Lorin war inzwischen nicht unthätig gewesen und hatte sich seiner Gewohnheit gemäß so unnütz als möglich gemacht. Nachdem Gertrud seinem Vater den Kranz überreicht hatte, war er ihr gefolgt und hatte sie gepeinigt mit dem Vorgeben, daß das Herkommen bei dieser Gelegenheit auch einen Kuß der Kirmeskönigin für den Sohn des Grundherrn verlange. Und als Gertrud sich entschieden weigerte, diesem angeblichen Gebrauch Folge zu leisten, und an seinen Papa zu appelliren drohte, verlangte er, sie solle wenigstens mit ihm tanzen. Allein sie verweigerte auch das, da sie gegründeten Verdacht hegte, der wilde und durch den vielen genossenen Wein erhitzte Knabe werde sich das Zeichen der Huld zu ertrogen suchen, das sie ihm verweigert hatte.

Grollend zog sich Sandor zurück, um gleich darauf wiederzuer scheinen, jeden seiner Arme um die Hüfte eines hübschen Bauermädchens geschlungen, bald die eine, bald die andere mit Versuchen zum Küssen ängstigend und im Galoppschritt unter die Tanzenden stürmend, um, vor seinem Vater angelangt, demselben eine tiefe Verbeugung zu machen.

„Teufelsjunge, bist Du toll?“ stöhnte dieser, vor Lachen fast erstickend; aber Sandor war mit seinen Tänzerinnen schon wieder fortgerast. Da blieb er plötzlich stehen, und während er sich im Saale umsah, entschlüpfen ihm lachend die beiden Mädchen.

„Der Rittmeister tanzt!“ hatte dich neben ihm Serravaglia im Tone des höchsten Erstaunens zu Ilka gesagt.

„Der Rittmeister tanzt!“ hatte Ilka in demselben Tone wiederholt. Denn bis jetzt hatte Werdenau jede derartige Andeutung stets freundlich, aber entschieden abgelehnt und war nicht einmal eingetreten, um eine Quadrille zu ermöglichen, bei der Serravaglia dann aus Verzweiflung als Dame tanzen mußte.

Der Rittmeister tanzte mit Gertrud. Und sie tanzten so anmuthig, daß die andern unwillkürlich innehielten und die Rückwärtsstehenden die Köpfe hoben, um dem schönen Paare nachzusehen.

„Da sehe man diesen Heuchler“, suchte Serravaglia seinem Staunen Worte zu verleihen, „tanzt mit der Elasticität eines zwanzigjährigen Lieutenants! Wenn's nicht der Rittmeister wäre, würde ich sagen. —“

Ein tiefer Seufzer verschlang Serravaglia's letzte Worte. Ilka hätte sie auch schwerlich vernommen, denn die Thatsache, daß Werdenau, der selbst ihre

neckischen Aufforderungen stets abgelehnt hatte, nunmehr mit Gertrud tanzte und noch dazu so hübsch tanzte, war zu überraschend, als daß sie jetzt schon den Erklärungen des Wunders hätte ihr Ohr leihen können.

Auch über Gertrud war es gekommen wie heller, blendender Sonnenschein aus schwülen Wolken, als plötzlich der ernste schöne Mann mit dem vertrauenerweckenden Antlitz vor ihr stand und mit einer tiefen Verneigung und seine sanften braunen Blicke tief in ihr gewittergraues Auge senkend sie zum Tanze aufforderte. Gertrud fühlte die Glut in ihre Wangen steigen, ohne daß sie sich eigentlich Rechenschaft zu geben vermochte, warum, denn sie hatte ja schon mit vielen Männern getanzt, ohne daß ihre Annäherung ihr Herz zu schnelleren Schlägen bewegt hätte. Ein Gefühl von Sicherheit und Beruhigung kam über sie, wie sie es nicht mehr gefühlt, seit ihr guter Vater sie verlassen hatte.

Wie ein vertrautes Kind schmiegte sie sich an Werdenau's Arm und als habe er mehr Recht an sie als alle die andern, schwebte sie an seiner Seite stolz und lächelnd durch den Tanzsaal.

„Nun, haben Sie sich schon vollständig eingelebt?“ fragte Werdenau während einer Pause und schaute sie an, als fürchte er die Antwort.

„Manches ist mir fremd und ungewohnt“, antwortete Gertrud zögernd. „Aber ich werde mich daran gewöhnen“, fügte sie rasch hinzu, denn es kam ihr fast vor, als ob sie ihre Gastfreunde verleumde.

Werdenau schüttelte den Kopf.

„Thun Sie das nicht, halten Sie von sich fern, was Ihrem innersten Wesen fremd ist und bleiben muß, wenn Sie nicht sehr unglücklich werden sollen.“

Der Rittmeister hatte so ernst und mahnend gesprochen, daß ihn Gertrud erschreckt anschaute. Er fuhr fort:

„Es ist vielleicht unbescheiden von mir, Ihnen nach so kurzer Bekanntschaft schon meinen Rath aufzudrängen, aber ich habe schon den ersten Abend, da ich Sie sah, den Eindruck empfangen, als ob Sie ebenso wenig wie ich durch Aeußerlichkeiten und Formen, so glänzend und bestechend sie auch sein mögen, für den mangelnden Werth und Inhalt der Dinge entschädigt werden könnten. Lassen Sie sich auch nicht über diesen Inhalt täuschen, wozu man ja mit einem Gemüth wie das Ihrige bei allem Verstande so leicht geneigt ist. Geben Sie immer Ihrem eigenen Urtheil mehr Gehör als der anspruchsvollsten Redensart, die von außen an Sie herantritt. Nur wenn Sie sich selbst treu bleiben, bin ich ohne Sorge um Sie.“

Unruhig hatte Gertrud zugehört. Jede Zudring-

lichkeit, alles schulmeisterhaft Belehrende lag dem Tone des Rittmeisters fern, nur eine bange, fast mütterliche Sorge klang aus seinen Worten, und das, was er ihr andeutete, hatte sie ja selbst schon dunkel gefühlt. Desto größer war der Eindruck, den das einer Warnung so sehr gleichende seltsame Ballgespräch auf sie machte.

„Aber welches Unglück, welche Gefahr droht mir denn?“ fragte sie endlich mit bebender Stimme und sah ihren Tänzer ängstlich an. Dieser lächelte mit einem Ausdruck ruhigen Glücks, der sein edles Gesicht um Jahre verjüngte.

„Solange Sie mit solchen Kinderaugen blicken können — keine! Neben einem Abgrund wandelt man oft am sichersten im Dunkeln, und auch ich möchte nicht gern die Gastfreundschaft verlegen, auch wenn ich nicht dankbar für dieselbe sein kann. Sollten Sie jedoch einmal einen Freund nöthig haben, der für Ihre Sicherheit und Ehre seine Person rückhaltslos einsetzt, so gedenken Sie Werdenau's. Doch man scheint mit Ungeduld zu erwarten, daß ich Sie freigebe“, schloß der Rittmeister, sich umblickend, in leiserem Tone. „Vor den Gefahren, denen ich Sie jetzt überliefere, müssen Sie sich selber schützen.“

Der Scherz, welchen Werdenau versuchte, mißlang,

und sein Antlitz, als er sich jetzt zum Abschied verneigte, zuckte wie in tiefer Erregung.

Gertrud war der Richtung seiner Blicke gefolgt und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als ob sie die Absicht habe, sich zwischen den Bauermädchen zu verbergen, welche, hinter ihr stehend, mit freundlicher Scheu die zarte Kirmeßkönigin bewunderten. Aber die Dirnen wichen ehrerbietig zurück und mit grenzenloser Verwirrung schlug Gertrud die Augen nieder vor den Blicken des Grafen Ketlan, der, das Barett auf den dunklen Locken, die Reitgerte in der Faust, unweit der Thür stand und Niemand im ganzen Saal zu sehen schien als sie.

Es war, als ob mit dem Eintritt des wüthlerischen Grafen ein finsterer, aufregender Geist über die Anwesenden gekommen sei. Die Bauern liebten den stolzen Bruder ihrer Grundherrin nicht, welcher bei Jagden, oder wenn es einen Weg abzukürzen galt, rücksichtslos über ihre besten Fluren ritt und bei früheren Kirchweihen gegen die jungen Schwäbinnen eine Vertraulichkeit gezeigt hatte, welche bei den Burschen und jungen Ehemännern von Lorin noch im unangenehmsten Andenken stand.

Jolanthe hatte eben in ziemlich emancipirter Stellung Herrn von Lorin und dem Gemeindeältesten gegenüber Platz genommen, und selbst eine Havanna in

der Linken, bot sie mit der Rechten dem Grundherrn Feuer an. Ihr gelblichweißer, schön gezeichneter Arm schlüpfte verführerisch aus seiner dunkelseidenen Umhüllung und die rothen Rubinaugen und mattgoldenen Schuppen der Schlange, welche sich um ihr Handgelenk geschlungen hatte, funkelten aus einem Neze kostbarer Spitzen.

Aber das wohlriechende Zündhölzchen verflackerte in ihrer Hand und Herr von Lorin streckte vergeblich Kopf und Cigarre vorwärts, um die Flamme zu erreichen.

„Janos!“ zischte Jolanthe fast unhörbar, aber Herr von Lorin hatte es gehört und sprang mit einer für seine Körperverhältnisse staunenswerthen Behendigkeit auf. Dann, als er nicht mehr zweifeln konnte, daß sein schrecklicher Schwager anwesend sei, setzte er sich mit verzweiflungsvollem Schnauben nieder und warf dem herankommenden Rittmeister einen Blick zu, in dem deutlich zu lesen stand:

„Mag daraus werden, was da will, ich habe ihn nicht eingeladen.“

Mit der Elasticität einer Viper, die sich auf ihren Ringeln emporrichtet, hob sich Frau von Balashy's nicht sehr große Gestalt aus ihrer langen Schleppe, die sich grazios um ihre Füße gelegt hatte. Ihr Herz schlug mit einer wilden Energie dem geliebten Manne ent-

gegen, der sie verschmähte, und ihre Blicke ruhten voll Haß und Angst auf Werdenau, der vor wenigen Tagen ihr einen Namen ins Gesicht geschleudert, welcher seit Jahren begraben war und begraben bleiben mußte, gleich dem, der ihn trug, begraben gleich ihrer Schmach!

Werdenau beachtete Jolanthe nicht. Er befand sich in weicherer Stimmung als seit langem. Um die sichtbare Unruhe des Grundherrn zu enden, füllte er sein Glas mit Rothwein und näherte sich dem alten Mann.

„Sie haben für die Kirchweihkönigin eine gute Wahl getroffen, die schwäbische Tracht steht Fräulein von Nortwald zum Entzücken.“

Jolanthe hörte noch diese ziemlich laut gesprochenen Worte und den glockenreinen Klang der anstoßenden Gläser und hastig ging sie auf Janos zu, daß ihre Schleppe knisternd hinter ihr herausschte. Aber wie in den Boden gewurzelt blieb sie stehen und ein wortloser Seufzer entwich zwischen ihren festgeschlossenen Zähnen — ohne seinen Schwager zu begrüßen, ohne selbst mit seiner Nichte ein Wort auszutauschen, hatte Janos die Kirchweihkönigin zum Tanze aufgefordert.

Und doch wäre in gewöhnlicher Zeit das, was mit Ilka vorging, dem patriotischen Grafen auffällig genug gewesen. Es gehörte zu den Gebräuchen des Tages, daß die Burichen ihrer Auserwählten beim letzten Tanz

einen Strauß künstlicher Blumen überreichten. Die wohlhabenderen darunter schmückten die Stengel der Blumen mit einem Ring, einem Schmuckgegenstand oder auch mit einem blanken Goldstück. Die Mädchen steckten diese Sträußlein vorn ans Nieder und gewährten dem Geber einen Tanz, welcher von keinem andern Burschen unterbrochen werden durfte. In einer Ecke des Saals, dicht neben Tolsky, um dessen Schmolken sich Niemand kümmerte, hatte sich eine alte Zigeunerin angesiedelt, welche jene Sträuße feilhielt. Sie war stets von einer Schaar von Burschen umringt, die mit ihr handelten oder den Gegenstand, den sie der Erwählten zugedacht, von der Alten an den gekauften Strauß befestigen ließen. Bescheiden gaben sie indeß Raum, als Graf Serravaglia, den sie als einen freundlichen, leutseligen Offizier kannten, sich ebenfalls ein Sträußlein aussuchte.

Auch die Verkäuferin schien sich geehrt zu fühlen durch so feine Kundschaft; ein abscheuliches Lächeln entstellte das dunkelbraune, von schneeweißen Haaren umrahmte Gesicht und mit zitternder Hand kramte sie in ihren Schätzen.

„So ein nobler Herr muß das Allerschönste haben“, kicherte sie, „das allerschönste Sträußlein, denn er hat auch das allerschönste Schäßlein — gewiß, das hat er!“

Hat der Herr auch ein Kinglein, um's daran zu hängen, Gold ist blank und hält die Herzen fest — oder will Euer Gnaden ein Amulet, das die flüchtigste Dirne sanft und treu macht wie ein Hündlein? Wollt Ihr? Kostet wenig und dann habt Ihr sie sicher, Herr Offizier! Der alten Luis' nützt es ja doch nichts mehr mit ihren achtzig Jahren und ihrem einzigen Zahn im Mund. Ja, vor fünfundsiechzig Jahren — hui! da waren die hübschen Herren hinter ihr her, daß die Sporen klirrten."

Mit schweremüthiger Träumerei besah Serravaglia den messingenen Jahrmarktstand, den die zitternden Hände der Alten ihm gereicht.

"Nein", sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln. "Noch will ich es nicht glauben, daß jeder Firlfanz wirksamer sei als wahre Treue und Aufopferung."

"Firlfanz!" keifte die Alte und ihr Gesicht ward bitterböse ob dieser Geschäftsbeeinträchtigung vor den mit offenem Mund zuhörenden Bauern. "Den Zauber hat mein Stamm vor vielen hundert Jahren mit aus Egypten gebracht und nur die alte Luis' kennt ihn noch. Und die Luis' sagt ihn Keinem, auch nicht, wenn sie stirbt. Was wollt Ihr damit?" unterbrach sie ihre Lügen, die sie seit Jahren selber glaubte; denn Serravaglia hatte ein Ordenskreuz aus der Tasche ge-

zogen und es an die Blume befestigt. „Brr! Ihr wollt Euch bei Eurem Schatz doch nicht durch ein Grabkreuz in Gunst setzen?“

Betroffen schaute der Offizier auf die höhnisch lachende Alte, dann warf er ärgerlich ein Geldstück in ihren Schooß und entfernte sich.

Zögernd und unschlüssig wand er sich in der Richtung, wo Ilka stand, durch die Tanzenden.

Da sah auch er Janos eintreten und ging rasch und entschieden auf Ilka zu.

Jetzt mußte sich Alles entscheiden.

Vielleicht trugen die Worte des Rittmeisters dazu bei, daß Gertrud's erstes Gefühl, als sie sich von Ketlan zum Tanze aufgefordert sah, ihr gebot, ihm den Tanz zu verweigern.

Ein Augenblick der Ueberlegung jedoch sagte ihr, daß sie, wie sehr sich auch Alles in ihr gegen ihn empört hatte bei ihrer letzten Unterhaltung, den Bruder der Frau, von welcher sie wie von einer launenhaften zwar, aber doch wie von einer Mutter aufgenommen war, nicht vor allen Bauern hinter den letzten derselben verweisen dürfe. Auch schien der Janos von heute nicht mehr derselbe, welcher daran gewöhnt schien, die Frauen zu verachten und von ihnen angebetet zu werden. Janos bot ihr freundlich die Hand wie einer

alten Bekannten und dankte ihr in herzlicher Weise, daß sie seine Familie bei einer Gelegenheit und in einer Nationaltracht vertrete, in welcher sich seine Schwester in jüngern Jahren nur höchst unbehaglich befunden habe.

Und als sie schüchtern und zurückhaltend seinen Arm beim Tanze duldete, fühlte sie kaum die zarte Berührung und kein dreister Blick verletzte sie. Dennoch hatte sie die ersten Eindrücke nicht zu überwinden vermocht und ihre Blicke wichen dem Auge des Grafen aus, ihre Antworten klangen gezwungen und förmlich.

Nachdem Ketlan mehrmals versucht hatte, ihr wieder Zutrauen einzufößen, schwieg er eine Weile, dann begann er mit fast weichem Tone wieder:

„Ich habe Sie beleidigt . . .“

„Das nicht“, sagte Gertrud offen, „nur begreife ich nicht, welchen Werth für Sie die Unterhaltung mit mir haben kann, da Sie mein Geschlecht im Allgemeinen so sehr gering schätzen.“

Betroffen blieb der Graf einen Augenblick die Antwort schuldig. Dann sagte er mit einem Versuch zum Scherz, den er aber halbwegs aufgab:

„Ich könnte Ihnen antworten, daß ich Sie eben für hoch über den andern Ihres Geschlechts stehend ansehe; aber ich würde dadurch nur aufs neue Ihnen

Widerspruch erwecken. Sie würden mir vielleicht meine Meinung von den Frauen nicht übel nehmen, wenn Sie dieselben ebenso gut kannten wie ich. Ich hatte keine Veranlassung, Sie für anders zu halten als die übrigen; was ich von Ihrem Geist, Ihrer Bildung hörte, mußte mich sogar noch mißtrauischer machen, denn dann verstanden Sie es unzweifelhaft um so besser, diese Eigenschaften zu mißbrauchen. Jetzt weiß ich, woran ich bin, und bitte Sie demüthig und froh zugleich um Vergebung. Denn glauben Sie mir, man ist nicht glücklich mit solchen Anschauungen."

Mit mehr Vertrauen, aber noch immer nicht ganz befriedigt, sah Gertrud auf.

"Sie haben doch eine Schwester, die ich hoch verehere, eine Nichte, die von Jedermann geliebt wird, der sie sieht . . ."

Janos' bleiche Wangen, die selbst der rasche Tanz nicht höher zu färben vermochte, erhielten eine leichte Röthe.

"Sie treiben mich mit deutscher Gründlichkeit in die Enge", lachte er. "Aber ich kann das Argument nicht gelten lassen", setzte er ernster und nicht ohne Stolz hinzu. "Meine Schwester hat gehandelt und geduldet wie ein tapferer Mann und Ilka ist ein gutes liebes Kind."

Es war fast freudige Sympathie, was aus Gertrud's gewittergrauen Augen bligte, als sie den finstern schönen Mann so sprechen hörte. Sanft fuhr sie fort:

„Solche Lichtblicke böte Ihnen das Leben noch mehr, wenn Ihnen Finstersehen und Verachten nicht Bedürfnis wäre.“

„Ich weiß es.“

„Und warum —“ Gertrud stockte. „Warum“, hatte sie sagen wollen, „warfen Sie den bösen Zauber, der Sie elend machte, nicht schon lange weit von sich?“

Gertrud bereute indeß ihre Frage schon, bevor sie dieselbe geendet, so sengend lagen die Blicke des Grafen auf ihrem Antlitz.

„Weil ich Sie erst seit wenigen Tagen kenne.“

Zugleich fühlte sie ihre Hand ergriffen und heftig gepreßt. In demselben Augenblick aber erhielten sie einen Stoß, daß sie zurücksäumelten und Gertrud sich nur durch die in der Nähe befindliche Wand vor dem Stürzen bewahrte. Sie war von ihrem Tänzer durch Sandor und Jolanthe, welche in rasendem Galopp daherstürmten, gewaltsam getrennt worden. Bleich war Janos wieder auf die Füße gesprungen und schaute sich mit rollenden Augen nach seinem Neffen um. Da sah er die bittend gefalteten Hände Gertrud's. Der wilde Zorn schwand aus seinen Zügen, er führte die

Hand der jungen Deutschen an seine Lippen und verschwand aus dem Saale so plötzlich, wie er gekommen.

Bald darauf verließ auch Rittmeister von Werdenau die Kirchweih. Er war sehr traurig und einsilbig und hatte für die Leiden des armen Tolsky, der sich bitter über Gertrud's Koketterie beklagte, keinen Trost.

Gertrud war durch ihre Würde gezwungen, bis zum Ende des Festes auszuharren. Aber nach Allem, was sie heute erlebt und gegenüber der offenen Feindseligkeit Sandor's und der eifigen Verachtung, welche Jolanthe gegen sie zur Schau trug, vermochte sie die gedrückte Stimmung, die von ihr Besitz ergriffen hatte, nicht wieder abzuschütteln.

Mit hoch erhobenem Haupte und an Uebermuth grenzender Lebenslust durchstürmten Serravaglia und Ilka noch den Saal, als die Reihe der Tänzer immer gelichteter und das Krägen der Geigen immer schlaftrunkener wurde. Ilka hatte das Geschenk des Maltesers lange in der Hand gehalten und mit klopfendem Herzen auf die hastige Rede gelauscht. Mit kindlicher Scheu flüchteten ihre Gedanken zu der Mutter und wieder hörte sie deren leidenschaftliche Worte: „Du wenigstens sollst glücklich sein.“

Und war das nicht das Glück, welches da vor ihr stand in der knappen, goldverschmückten Ulanenuniform

mit dem verliebtesten und verzweifeltsten Gesichte zugleich und ihr als Cotillonzeichen das Kreuz eines altberühmten Ritterordens überreichte?

Ilka wußte aus den Andeutungen ihrer Familie genug über die Privatverhältnisse ihres Anbeters, um keinen Augenblick das Opfer und die scheinbar widerspruchsvollen und doch so harmonischen Worte mißzuverstehen, die ihr Serravaglia in höchster Leidenschaft zuflüsterte:

„Ich bin frei und gehöre nur noch Ihnen!“

Die Glut ihres Anbeters riß Ilka mit fort. Du wenigstens sollst glücklich sein, tönte in ihrer Seele die Stimme der Mutter und mit einem Blick voll liebenswürdigster Schelmerei heftete sie den seltsamen Schmuck an ihre Brust.

„Jetzt bin ich Ihr Großmeister, Herr Graf, und werde auf strenge Ordensregel halten.“

„Du, Du — für immer!“ sagte Serravaglia leise, dem es fast die Brust zersprengte vor Jubel, und sein Arm, der sich bei dem beginnenden Galopp um ihre Taille gelegt, zog die Geliebte näher an sich.

Mit kindlicher Drohung erhob Ilka den kostbaren Fächer aus seltenen Federn.

„Mehr Ehrfurcht vor Ihrem Ordensmeister, Herr Graf!“

Und lachend schüttelte sie ihre reichen, halb auf-
gegangenen Locken zurück, und wild flatterten sie ihr
nach, während sie mit dem Geliebten im Galoppschritt
dahinstürmte, als gälte es, das Glück zu erjagen, das
ihre Mutter ihr verheißen hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Auch in Lorin pflegte auf anstrengende Festlichkeiten, wie das Rishnagh-Diener und die schwäbische Kirchweih, jene schläfrige Stille einzutreten, in welcher selbst die allzeit segelfertigen Wünsche ihre glänzenden Fittige senken.

Dazu kam, daß die Stimmung der Baronin seit der Kirchweih, der sie nicht hatte anwohnen können, eine andere geworden war als bisher.

Ilka vermiste mehr als einmal die immer gleiche Güte ihrer „angebeteten Mama“ und Gertrud fühlte bei aller äußern Höflichkeit, daß der Ton, in dem die Baronin mit ihr verkehrte, merklich kühler geworden war; sie wurde nicht mehr Gertrud oder liebes Kind genannt, sondern war wieder Fräulein von Nortwald, und oft, wenn sie sich unbeobachtet geglaubt, begegnete sie

dem scharfen Blick der Magnatin, welcher prüfend auf ihr gelegen hatte. Den strengen Ernst der Baronin milderte kein Lächeln, auch wenn sie sich bei ihren Beobachtungen überrascht sah. Daher vermied es Gertrud sorgfältig, ihre Gönnerin in ihren Betrachtungen zu stören, selbst wenn sie sich als Gegenstand derselben noch so unbehaglich fühlte.

Gegen Ilka war die Baronin anders, unruhig, heftig, dann wieder überflutend von Zärtlichkeit. Gertrud, welche zu den Menschen gehörte, bei denen Fühlen und Beobachten eins ist, kam es manchmal vor, als ob die Baronin ihrer Tochter gegenüber ein gewisses Schuldbewußtsein nicht unterdrücken könne, für welches sie wie leidenschaftliche Naturen fast stets, die Verantwortung wieder dem andern Theile zuschob. Ilka ward dadurch sichtlich verwirrt und gequält und schloß sich enger als je an Gertrud an, welche sie bereits längst mit Lachen und Thränen von ihrer Beförderung zum Großmeister des Malteserordens in Kenntniß gesetzt hatte.

Eine unheimliche Energie entwickelte seit dem Feste Jolanthe von Balasy. Sie verließ fast nicht mehr die Seite der Hausfrau und wurde von dieser mit demonstrativer Auszeichnung behandelt. Sonderbar war das Benehmen Jolanthens Gertrud gegenüber: eine Art

zäher, ingrimmiger Freundlichkeit, welche sich durch keine Kälte und Zurückhaltung abweisen ließ. Nicht selten wurde Gertrud aus tiefstem Sinnen aufgestört durch eine schmeichelnde Anrede der schönen Wittwe, und so einsilbig die Antworten des jungen Mädchens ausfallen mochten, mit grausamer Beharrlichkeit hielt die Ungarin ihr Opfer fest, um es zu einer unvorsichtigen Aeußerung, einem Erröthen der Ungeduld, einem verrätherischen Blick zu verleiten. Und Gertrud wurde manchmal verwirrt, wenn der Blick der Baronin die dreisten und verfänglichen Fragen der Freundin sekundirte. Die junge Deutsche war nicht mehr unbefangen, seit ihre Hand in der des Grafen Ketlan geruht hatte, und so oft sein Name genannt ward, zuckten ihre Finger unwillkürlich, als fühlte sie die fast schmerzhaft umflammerung von damals. Sie ahnte auch, daß all die Veränderungen mit den Vorgängen jenes Abends zusammenhingen, und wenn sie daran gezweifelt hätte, so würde sie durch Sandor's kede Neckereien aufgeklärt worden sein, denen selbst in den Gesellschaftsräumen Niemand wehrte und die oft sogar zum Ausgangspunkt eines neuen demüthigenden Verhörs gemacht wurden.

Es war tief in Gertrud's edlem Wesen begründet, daß sie lange nicht an das zunächst liegende Mittel dachte, die unheimliche Atmosphäre, die sie umgab, zu

zerstreuen, indem sie vor die Baronin hintrat und deren Bruder als den einzigen Schuldigen anklagte. Als sie in den Stunden trüben Kammers, den ihr der neue Zustand verursachte, einmal flüchtig an diesen Ausweg dachte, verwarfen ihr Stolz und ihre Klugheit ihn zu gleicher Zeit. Sie vertheidigte sich nicht gegen eine böse Meinung, welche auf so lockerer Grundlage, auf einige Zufälligkeiten und Lasterungen hin entstehen konnte, und es war nicht anzunehmen, daß die ihren Bruder vergötternde Schwester an eine unerwiderte Neigung desselben glauben werde.

Der einzige sichere Ausweg aus diesem Labyrinth war die Entfernung aus diesem Hause! Aber der Gedanke erschreckte sie — sie hatte ja keine Heimat mehr, und wo sie herzliche Aufnahme mit Recht erwarten konnte, harrte ihrer bei ihrer raschen Zurückkunft nur Spott und Verachtung.

Oft gedachte sie Werdenau's und seiner fast prophetischen Worte, aber ihre ganze Seele sträubte sich gegen den Gedanken, in dieser Sache seine Hülfe zu begehren.

Trotz all des Bittern, das sie in wenig Tagen erfahren, trotz der Furcht vor dem Demüthigenden, das ihr jede folgende Minute wieder bringen konnte, hatte Gertrud ein williges Ohr, einen sanften Rath in den

ernsten und heiteren Zwischenfällen, welche durch ein durchgehendes Ulanenherz hervorgerufen werden können, und wie das Amen der Schluß jeden Gebets, so war auch Gertrud's stete Mahnung an Ilka: „Ehre Deine Mutter und vertraue ihr!“

„Mais je t'en prie! Aber ich bitte Dich“, flehte dann Ilka, wenn sie unbeobachtet waren, mit bühnengerecht gerungenen Händen, „Mama würde mich für ewig verfluchen, wenn sie je davon erführe. Erst gestern, als ich vor der Thür stand und nicht einzutreten wagte, weil Mama jetzt immer so heftig ist, hörte ich sie mit zornigem Weinen zu Solanthen sagen: „Du hattest Recht, wir hätten diese schimmernde deutsche Schlange nie an unserer Brust erwärmen sollen; aber sie soll ihr Ziel nicht erreichen, solange ich am Leben bin.“ Mich fror ordentlich vor Entsetzen, als ich Mama so reden hörte, und ich schlich mich fort.“

Gertrud war sehr bleich geworden und Ilka fuhr weinerlich fort:

„Den hübschen guten Serravaglia eine schimmernde deutsche Schlange zu heißen! O, wenn es nicht Mama gesagt hätte . . .“

„Kann sie nicht Jemand anders gemeint haben?“ fragte Gertrud tonlos.

„Wen denn sonst?“ gab Ilka überrascht zurück, denn

wenn ihr auch in dem Benehmen ihrer Verwandten in letzter Zeit Vieles unverständlich geblieben war, so besaß sie doch die glückliche Gabe, alle Erscheinungen in letzter Linie auf ihre eigene reizende Person zurückzuführen.

„Wen denn sonst konnte Mama gemeint haben?“

Das war's, was Gertrud ihr nicht sagen konnte.

Auch heute Abend wieder hatte Ilka ihre Vertraute so weit als möglich in das Dunkel des dämmernden Zimmers gezogen und erzählte ihr flüsternd und mit manchem scheuen Seitenblick auf ihre angebetete Mama, sie habe mit Serravaglia, als er draußen auf der Straße vorbeigeritten sei, aus dem erhöhten Belvedere des Parks einige bedeutsame Worte gewechselt, davon aber leider nichts behalten, als daß sie morgen wieder dahin kommen solle.

Gertrud fühlte sich in der peinlichsten Verlegenheit. Ilka's Heimlichthuerei mußte auffallen und in der That schickte Jolante, welche sich halblaut mit der Baronin unterhielt, dann und wann einen beobachtenden Blick herüber. Vergebens suchte Gertrud den Eifer, die immer heftigeren Bewegungen Ilka's in Schranken zu halten durch die eigene Ruhe und sagte ebenso leise:

„Natürlich wirst Du der Einladung keine Folge leisten.“

„Und warum nicht?“ ereiferte sich Ilka. „So ein

Rendezvous ist ja etwas Wunderschönes, wenn man sich jeden Augenblick umsehen muß, ob Niemand kommt. Serravaglia's Rappe wollte durchaus nicht an die Mauer heran; als sein Herr mir die Hand küssen wollte, stieg das schwarze Thier plötzlich in die Höhe, daß der Kopf des Reiters mitten in dornigem Strauchwerk stak. Ich schrie laut auf, und da ich glaubte, gehört worden zu sein, winkte ich Serravaglia zu, rasch fortzureiten. Wie der Wind flog er mit seinem Rappen über die Haide, weil man ihn auf der Straße gehört hätte, aber es kam Niemand und ich ärgerte mich, ihn weggeschickt zu haben."

Gertrud vergaß fast, daß sie beobachtet waren, und schaute mit wirklichem Staunen auf die junge Abenteuerlustige.

„Und Du wagst es, Deiner Mutter noch unter die Augen zu treten nach all dem?“

Offenbar begriff Ilka die Größe ihrer Ruchlosigkeit nicht ganz, aber sie hatte keine Zeit zu antworten, denn dicht neben den beiden Mädchen stand Jolanthe und fragte sehr laut und gedehnt mit ironischer Freundlichkeit:

„Nun, was haben denn die beiden Damen sich so Interessantes mitzutheilen?“

Ilka's erschrockenes Zusammenfahren, ihr verzweifeltstes Kopfschütteln und Ziehen an Gertrud's Kleide, sowie

andere mehr oder weniger wahrnehmbare Zeichen, durch welche sie die Freundin zur Geheimhaltung des Anvertrauten aufforderte, vermochten ebenso wenig Jolanthens Aufmerksamkeit zu entgehen, als Gertrud's Verwirrung zu vermindern.

„Nun, Mademoiselle Gerta“, begann Jolanthe wieder mit süßlichem Lächeln und giftigem Blick, „wollen Sie mich nicht auch an Ihren Geheimnissen Theil nehmen lassen?“

Gertrud schwieg. Ilka riß ihr fast das Kleid aus den Falten.

Da ertönte die Stimme der Baronin streng und gebieterisch von ihrer Causeuse herüber:

„Was gibt es da, Jolanthe? Wer hat Geheimnisse mit meiner Tochter?“

Jolanthe lachte gezwungen.

„Fräulein von Nortwald und Ilka waren so vertieft in ihr Gespräch, daß es mich interessirte, den Inhalt zu erfahren. Wenn ich hätte voraussehen können, daß derselbe ein Geheimniß ist, so würde ich natürlich nicht so indiscret gewesen sein.“

„Das Interesse einer Mutter für die Art der Unterhaltung ihres Kindes ist keine Indiscretion. — Nun, Fräulein von Nortwald, wollen Sie die Güte haben, mir zu wiederholen, was Sie meiner Tochter eben mittheilten?“

„Ich? Nichts von Bedeutung, Frau Baronin!“

Die Art, wie Frau von Lorin ihre Frage stellte, hatte Gertrud zu antworten erlaubt, ohne Ilka zu verrathen und ohne die Unwahrheit zu sprechen.

Mühsam bekämpfte die Baronin ihren Zorn. Aber ein Rest natürlichen Instinkts hielt sie ab, das eigene Kind mit in das Verhör zu ziehen, und ohne Gertrud einer weitem Frage zu würdigen, sagte sie:

„Nimm Dir einen Stuhl und setze Dich hierher, meine Tochter! Es ist nicht gut, Dinge anzuhören, die eine Mutter nicht wissen darf.“

Mit niedergeschlagenen Augen und einem reizenden Bitterinnengesicht gehorchte Ilka. Es fiel Gertrud auf, daß sie keinen Blick der Entschuldigung, kein Wort der Rechtfertigung für die Freundin hatte.

Gertrud saß allein. In das halblaut geführte Gespräch zwischen der Baronin und Jolanthen wurde sie nicht gezogen.

Da plötzlich richtete die Magnatin den Kopf in die Höhe. Wie bei vielen Kranken, welchen ihr Zustand vieles Ruhig- und Alleinsein zur Pflicht macht, war ihr Gehör sehr scharf geworden.

„Wer reitet in den Hof? Sandor studirt und Herr von Lorin schläft!“

Dienstfertig legte Jolanthe die Hand auf den Drücker der Tischglocke und ihr Klingeln rief den vor der Thür harrenden Diener.

„Wer ist eben in den Hof geritten?“ fragte die Baronin.

„Seine Gnaden, der Herr Graf“, war die Antwort.

„Mein Bruder?“ fragte die Baronin überrascht und ihr schien es, als ob auf Gertrud's Antlitz die Farbe wechselte. „Er möge mich auf meinem Zimmer . . .“

„Der Herr Graf sind schon hier!“ meldete der Diener sehr unnöthiger Weise, denn Janos trat mit seiner stolzen, eleganten Haltung rasch ins Zimmer.

Nur sein Gesicht hatte nicht ganz den gewohnten spöttisch überlegenen Ausdruck, als er sich zum Kusse über die Hand der Schwester beugte, Ilka die Rechte auf die Schulter legte und sich tief vor Gertrud, flüchtiger vor Jolanthen verneigte.

Der Blick der Baronin streifte mit schmerzlicher Ironie die unruhigen, verlegenen Züge des Bruders und blieb mit einem Ausdruck verächtlichen Hasses auf Gertrud haften, welche den Gruß des Grafen kaum erwidert und das Auge nicht zu ihm aufgeschlagen hatte. Dieses Benehmen war nur aus einem niederdrückenden Schuld-
bewußtsein zu erklären.

Es klang daher die bitterste Ironie aus ihren Worten, als sie sagte:

„Es ist ja ein außerordentliches Ereigniß, Dich hier zu empfangen!“

„Was ich Dir mitzutheilen habe, ist kein Geheimniß. Ich wollte Dich nicht bemühen“, sagte Janos und schien die gesenkten Wimpern Gertrud's mit den Blicken durchdringen zu wollen.

„Sehr rücksichtsvoll“, lächelte Gisela bitter, „ich werde davon Gebrauch machen. Meine Tochter, Jolanthe wird so freundlich sein, mit Dir auf Deiner Stube das französische Buch zu Ende zu lesen, das wir neulich begonnen haben. Fräulein von Nortwald zieht es wohl vor, auf ihrem Zimmer ihren eigenen Gedanken nachzuhängen.“

Mit der Miene einer Tiefgekränkten und nachdem sie einen Blick des Einverständnisses mit Gisela gewechselt, schob Jolanthe ihren Arm unter den Ilka's und ging mit ihr aus dem Gemach. Gertrud machte eine förmliche Verbeugung und folgte ihnen, ohne den Grafen mit einem Blick angesehen zu haben.

Keins der Geschwister schien das Gespräch beginnen zu wollen. Endlich schüttelte Ketlan gewaltsam den Bann ab, der auf ihm lastete, und begann in einem leichten, fast scherzhaften Ton:

„Die Angelegenheit, die mich zu Dir führt, hängt zwar mit unsern Plänen und Bestrebungen innig zusammen, ist aber an und für sich ganz unverfänglich und hätte sich daher auch in Gegenwart Deiner Damen erörtern lassen. Es handelt sich nämlich um eine solenne Theatervorstellung, welche Kishnaghy für nächste Zeit beabsichtigt, um den patriotischen Sinn unserer Nachbarn wieder zu entflammen. Kishnaghy ist von seinem Theaterdirectorein Trauerspiel „Briny“ dazu vorgeschlagen worden, welches angeblich aus dem Deutschen übertragen, aber so ungarisch ist, daß ich das sogenannte deutsche Original eher für die Verdeutschung einer verloren gegangenen ungarischen Dichtung halte. Kishnaghy will selbst eine Rolle übernehmen. Ich soll den Großherrs Soliman spielen. Die Rolle dieses Verwüsters sagt mir zu und ich habe sie übernommen — auf Soliman's Gefahr. Es fehlt uns noch die jugendliche Liebhaberin, für welche mein Freund im Augenblick bei seiner Truppe keinen passenden Ersatz findet. Ich habe daran gedacht, daß Ilka einmal bei einer Carnevalsvorstellung recht hübsch und munter spielte. Es könnte die Bande, die den alten Herrn bereits mit uns vereinigen, nur noch fester machen und uns Kishnaghy's Unterschrift zu der Unabhängigkeitserklärung verschaffen. Kann ich auf Ilka rechnen?“

„Ja“, sagte die Magnatin fest.

„Dann hast Du wohl die Güte, meiner Nichte in diesem die Abschrift ihrer Rolle zu geben. Sie hat ja bereits Routine und ein prächtiges Gedächtniß . . .“

Die Baronin blieb ernst bei dem gezwungen scherzhaften Ton ihres Bruders.

„Ich werde bis zum letzten Athemzug der Sache treu bleiben, der ich meine Jugend, Lebenslust und Kraft geopfert habe. Aber auch von Dir fordere ich, daß Du Deinem Vaterlande und Namen je den andern Wunsch des Herzens opferst . . .“

„Doch nicht Jolanthe?“ fragte Ketlan spöttisch.

„Ich habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, daß Du sie eines Tages begreifen und lieben werdest. Und dann wird es ein bitteres, demüthigendes Gefühl für Dich sein, sie so oft muthwillig verletzt zu haben.“

Es war fast dunkel geworden im Zimmer und die schwarze Kleidung der Baronin unterschied sich nicht mehr von der Polsterung der Causeuse. Nur ihr Gesicht schimmerte bleich hervor, als liege sie im Sarge.

Janos stand mit gekreuzten Armen vor ihr.

„Alles, was ich betreffs Jolanthens je begreifen werde, habe ich bereits begriffen. So zum Beispiel verstehe ich ihre schmeichelhafte Schwäche für meine Person.“

Solche finstere Herzen haben oft eine ausdauernde Zähigkeit in dem, was sie Liebe nennen und was dem Hasse oft so nahe verwandt ist. Sie kommen mir vor wie Raubthiere, welche ihre Beute schmeichelnd und scherzend umkreisen, bis ein Biß in den Nacken sie plötzlich zuckend vor ihre Füße legt. Naivere, ja, ich will sagen, bessere Männer reizen gewöhnlich das Begehren solcher Frauen nicht, schon deshalb, weil sie ihnen zum Opfer fallen würden. Um eines solchen Weibes ganze Energie herauszufordern, dazu gehört eine unberechenbare Natur wie ich, die sich selber vielleicht zum Theil ein Räthsel ist. Einen höheren Geist und eine stärkere Thatkraft zu unterjochen durch die Leidenschaft, ist solchen Weibern höchster Lebensreiz. Wir Männer sind anders, vielleicht besser, weil wir stärker sind; wir lieben im Weib am meisten die Unberührtheit und unverfälschte Natur, die uns aus unserer eigenen Kindzeit wie ein halbvergessenes Märchen anblickt.“

„Ein deutsches Märchen“, sagte die Baronin mit bitterem Nachdruck.

Sie konnte die Wirkung ihrer Worte nicht beobachten, denn Janos stand mit dem Rücken gegen das Fenster und sein Gesicht war im Dunkeln.

„Dacht' ich's doch!“ stieß er nach einer Pause mit trotzigem Lachen hervor. „Jolanthe ist es natürlich

unangenehm aufgefallen, daß ich Fräulein von Nortwald ausgezeichnet habe und nicht sie. Meine Philosophie ist nun zu Ende. Deine Busenfreundin wird mir einfach lästig. Was ist denn Schlimmes daran, daß ich Deine glückliche Wahl so sichtlich gutgeheißen habe? Fräulein von Nortwald sah in der That reizend aus als schwäbische Bäuerin. Meine Galanterie gegen Eure weibliche Dorfjugend hat Dir ja schon früher Anlaß zu Bemerkungen gegeben, wenn ich mich recht erinnere. Aber endlich lachtest Du darüber . . .“

„Mit Gertrud verhält sich die Sache anders“, sagte die Baronin langsam und als beabsichtige sie mit diesen Worten eine bestimmte Wirkung hervorzurufen. „Sie steht uns gesellschaftlich zu nahe, als daß Deine Auszeichnung nicht Hoffnungen in ihr erwecken müßte, deren Fruchtlosigkeit sie nur unglücklich machen würde. Auch habe ich eine gewisse Verantwortung über sie übernommen und kenne ihren Charakter nicht genugsam . . .“

„Gisela“, unterbrach Janos die Schwester mit tiefer, ernster Stimme, „Deine Wünsche für Jolanthe machen Dich unedel. Ich sprach die junge Dame nur zweimal und kann Dir sagen: mit einem solchen Verstand und Herzen steht man für sich selbst.“

Gisela schwieg. So streng und verweisend hatte ihr Bruder nie zu ihr gesprochen. Für weibliche Tu-

gend hatte er nie so schneidig das Wort ergriffen. Sie wußte genug.

Nach einer Weile begann sie mit scheinbarer Ruhe wieder:

„Es ist wohl selbstverständlich, daß Du heute nicht mehr nach Sard zurückkehrst. Du wirst daher mit Herrn von Lorin bei Tische zusammentreffen und ich erinnere Dich daran, daß seine Angst und sein Mißtrauen reger sind als je und daß ich in den letzten Tagen sehr dadurch gelitten habe.“

„Ich werde wohl keine Veranlassung haben, die Gefühle meines Schwagers noch mehr aufzuregen, denn ich komme nicht zu Tische.“

„Es ist auch vorzuziehen, wenn Du mit mir speisest.“

„Ich danke auch dafür, Schwester; ich bin nicht hungrig, aber sehr müde. Ich ziehe es daher vor, mich auf mein Zimmer zu begeben und schon jetzt von Dir Abschied zu nehmen, da ich morgen sehr früh aufbrechen werde.“

„Wie Du willst. Lebe wohl, Janos!“

Ketlan beugte sich nieder, wo er die Hand der Schwester durch das Dunkel schimmern sah. Sie war kalt und lag unbeweglich in der seinen.

Als Janos sie verlassen, drückte die Baronin auf

die Klingel. Dem Diener, welcher dem Ruf Folge leistete, um die Lampen anzuzünden, gab sie den Auftrag, damit zu warten und Frau von Balash zu ihr zu bitten.

Als Jolanthe eintrat, blieb sie überrascht an der Thür der dunklen Stube stehen.

„Komm' näher“, sagte die Baronin halblaut. „Das, was ich Dir zu sagen habe, erträgt kein Licht. Wo ist sie?“

„Auf ihrem Zimmer — sie wird wegen Unwohlseins nicht bei Tafel erscheinen.“

„Ein merkwürdiger Zufall!“ knirschte Gisela, und ihre kalte Hand umschloß die Linke der Freundin; „auch Janos ist zu müde, um mit mir zu essen. Sie hat ihn völlig in ihre Neze gezogen, er spricht von ihr, wie er noch nie über ein Weib gesprochen, und während wir tafeln, feiern sie unzweifelhaft ihre Schäferstunde.“

„Schändlich!“

„Ja, schändlich von dieser heuchlerischen Schlange, welche so die Freundschaft vergilt, mit der wir sie aufgenommen! Für Janos' kühne Phantasie ist das ein Rausch — weiter nichts; wir müssen sorgen, daß der Rausch ihn nicht vergiftet. Widerstand, Scenen wären für den Augenblick nutzlos und würden Janos vielleicht

nur zu Thorheiten treiben, an die er selbst niemals gedacht hätte. Wir müssen in aller Stille die Fäden in die Hand zu bekommen suchen und nach den Umständen handeln . . .“

Die Baronin hielt inne und man hörte nur ihren raschen, keuchenden Athem in der Dunkelheit, und ihre mageren Finger drückten Jolanthen's Arm fast schmerzhaft. Dann zog sie die Verwandte ganz nahe an sich und flüsterte kaum vernehmbar:

„Ein einziges Mal in meinem Leben habe ich mich so weit erniedrigt, zu lauschen. Es war am Anfang jenes unglücklichen Kriegs; die ersten österreichischen Truppenzüge fanden in dieser Gegend statt und Borin war, wie Du weißt, einige Zeit das Hauptquartier des feindlichen Generalstabs. Um nicht belauscht zu werden, hatte der Commandirende die Berathungen in das Zimmer eines einfachen Adjutanten verlegt, und wie zufällig fand sich der Stab dort zu einer bestimmten Stunde zusammen. Ein früherer Diener des Hauses, der als österreichischer Soldat und Offiziersbursche in unserem Hause einquartiert war, hatte mir das verrathen. Der Adjutant bewohnte das Zimmer, das sie jetzt inne hat. Eine Thür führt, wie Du weißt, in einen unbenuzten Raum; sie ist stets verschlossen. In diese Thür bohrte der Mihál fast unsichtbare Löcher,

und jedem Kriegsrath wohnte ich bei. Was ich dort erlauschte, hat unserer Bewegung viel genügt und war Ursache, daß der Generalstab eines Tages plötzlich aufbrechen mußte, um nicht von der Hauptmacht der Truppen abgeschnitten zu werden. Jene Thür ist noch dieselbe, und wenn man das Auge an die Mitte des obern Kreuzes legt, übersieht man das ganze Zimmer. Geh', geh', Jolanthe, Du horchst für Dein Vaterland und Deine Liebe!"

Sofort verließ Jolanthe das Billardzimmer und stieg langsam die Treppen empor.

„Fast ist mir“, murmelte sie, „als horchte ich mehr für die Eifersucht der Schwester als für mich, und als würde Gisela mich hassen von dem Tage an, da Janos mich liebte.“

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

und jedem Kriegsrath zuschute ich bei. Alles ich dort
erschauete, hat unserer Bewegung viel gemüht und war
Ursache, daß der Generalstab eines Tages plötzlich auf-
brechen mußte, um nicht von der Hauptmacht der Trup-
pen abgeschnitten zu werden. Jetzt Thut ist noch die-
selbe, und wenn man das Auge an die Mitte des obern
Kreuzes legt, überseht man das ganze Zimmer. Geh,
geh, Isolanthe, Du herrschst für dein Vaterland und
deine Ehre!"

Selbst verließ Isolanthe das Billardzimmer und
stieg langsam die Treppen empor.

„Ich bin nicht
für die Eifersucht der Schwärze, ich bin nicht
wider Willen und haben von dem Tag an, da János
nicht lebte.“









